

# Hans van der Geest, Du hast mich angesprochen. Die Wirkung von Gottesdienst und Predigt

Theologischer Verlag Zürich, 1978 / 1983<sup>2</sup>

## 1 Drei Dimensionen im Erleben eines Gottesdienstes

(40) Was mich am meisten überrascht hat bei den Wirkungsanalysen von Gottesdiensten und Predigten, habe ich mit dem Stichwort «persönlich» angedeutet. Es ist die Entdeckung, daß der Inhalt des Gesagten viel weniger wichtig ist für den Vorgang des Angesprochenwerdens der Zuhörer, als sämtliche Homiletik-Lehrbücher, mit Ausnahme von Otto Haenders Buch, vorgeben. Am tiefsten getroffen, am meisten erfreut, am dankbarsten für den Gottesdienst sind die Teilnehmer dann, wenn der Prediger in ihnen ein Gefühl von Vertrauen, von Geborgenheit geweckt hat. Der Inhalt der gesprochenen Worte ist ein nicht unwichtiges Element beim Zustandekommen dieses Geborgenheitsgefühls, aber nicht das einzige und oft auch nicht das wichtigste. Je tiefer die Zuhörer sich angesprochen fühlen, desto mehr Geborgenheit haben sie im Gottesdienst erlebt. Das führt mich dazu, *die Dimension der Geborgenheit* als die erste zu betrachten, die bei der Auswertung der Analyseergebnisse Aufmerksamkeit verdient. Die Dimension der Geborgenheit kann aber nicht selbständig betrachtet werden. Ohne die Berücksichtigung der anderen noch zu nennenden Dimensionen entsteht kein Geborgenheitsgefühl. Wenn ich die Dimensionen hier getrennt voneinander aufführe, ist das nur der theoretischen Übersichtlichkeit zuliebe.

Geborgenheit bleibt primitiv und infantil ohne eine zweite Dimension, die schon angedeutet wurde mit den Stichworten «Druck», «Befreiung». Ich nenne sie *die Dimension der Befreiung*. Erwachsene Menschen fühlen sich nur dann wirklich angesprochen, wenn ihre tägliche Realität berücksichtigt wird, wenn sie darin eine Perspektive bekommen, die sie mit ihren Augen eben nicht sehen können, wenn wieder neuer Mut wächst, das Leben weiterzuleben, auch angesichts schwerer Bedrohungen. Darin unterscheidet sich die Geborgenheit, die Menschen im Gottesdienst erleben, vom Rausch, wie Alkohol, Drogen oder Schwärmerei ihn wecken. Befreiung deutet darauf hin, daß es nicht nur das Altvertraute ist, das Ruhe gibt. Es ist gleichzeitig das Neue, das hoffen läßt. Erst im Zusammenhang mit der Dimension der Befreiung wird die der Geborgenheit wirksam.

(41) Eine dritte und letzte Reihe von Analyseergebnissen deuten auf *die Dimension des Erkennens*, ohne die Predigt nicht anspricht. Die Gottesdienstbesucher kommen nicht nur mit ihrem Bedürfnis nach Geborgenheit in die Kirche, sie haben auch ihre Fragen, ihre Skepsis, ihre Anfechtung. Wenn sie darin nicht ernst genommen werden, fühlen sie sich nicht angesprochen, und dann kommt es auch nicht zum Vertrauen und zur Freude. Die Verkündigung ist ihnen nicht oder nicht mehr selbstverständlich wie (vielleicht) vorangegangenen Generationen. Sie möchten sie neu kennenlernen, aber wirklich neu, das heißt unter Miteinbeziehung ihrer berechtigten und verständlichen Vorbehalte.

Die drei Dimensionen lassen sich nicht trennen. Im Geschehen des Gottesdienstes sind sie eine Einheit. Geborgenheit ohne Befreiung gibt es zwar auch, sie ist aber eine infantile Geborgenheit, die nur unselbständige Menschen anspricht. Ohne Erkenntnis ist sie naiv. Befreiung ohne Geborgenheit ist unverbindlich, ohne Erkennen ist sie nicht zuverlässig. Erkennen ohne Geborgenheit ist unpersönlich, ohne Befreiung ist es steril.

Die drei unterschiedenen Dimensionen hängen aufs engste zusammen. Sie sind Varianten der Trias Liebe, Hoffnung und Glaube. Daß hier die Liebe voransteht, hängt wohl damit zusammen, daß ich von den Erfahrungen der Zuhörer ausgegangen bin und nicht von der anderen Seite, vom Auftrag zur Verkündigung. «Die größte von den dreien» ist ja die Liebe, also wirkt sie am tiefsten.

Bei den Analysen von Gottesdiensten und Predigten habe ich gemerkt, daß das Angesprochensein im allgemeinen nur dann geschieht, wenn der Prediger den drei genannten Dimensionen gerecht wird. Jetzt will ich diese Gebiete genauer untersuchen, anhand der Ergebnisse aus den Analysen. Die drei Dimensionen sind im Gottesdienst oder in der Predigt nicht einzeln identifizierbar. Die eine Dimension ist an bestimmten Stellen klarer erkennbar als die anderen, aber grundsätzlich sind sie nur bei der nachträglichen Reflexion brauchbar, sie sind theoretische Hilfsmittel, um etwas von der komplexen Wirklichkeit zu erfassen. Die einzelnen homiletischen Fragekreise lassen sich dann auch nicht immer eindeutig einer bestimmten Dimension zuordnen. Die Grenzen sind nicht scharf gezogen. Ich glaube gerade dadurch der Realität besser gerecht zu werden als mit einer kleinteiligeren Kategorisierung.

## 2 Die Dimension der Geborgenheit

(43) Eine Formulierung, die Zuhörer oft benutzen, um anzudeuten, was sie im Gottesdienst und in der Predigt erlebt haben, ist der Ausdruck: «Ich fühlte mich angesprochen», «Es hat mich angesprochen» oder ganz persönlich: «Du hast mich angesprochen.» Natürlich können Gottesdienstbesucher diese Aussage verschieden ernst meinen. Das Erleben, das sie damit andeuten, kann relativ oberflächlich oder intensiv sein, jedenfalls ist es positiv. Wenn dies es Erleben während des Gottesdienstes nicht eingetreten ist, sind die Zuhörer enttäuscht. Die Erwartung, daß es zu diesem Angesprochenwerden kommen soll und daß der Prediger dafür mitverantwortlich ist, ist ihnen selbstverständlich.

(44) Offenbar rechnen sie damit, daß der Gottesdienst sie in der Tiefe berührt. Das älteste Verlangen des Menschen ist die Sehnsucht nach Geborgenheit. Geborgenheit ist das erste, was ein Mensch in dieser Welt erleben muß, um überhaupt am Leben zu bleiben. Auch wenn wir später Geborgenheit erleben, schenkt uns das immer ein starkes positives Gefühl. Wenn wir es erwarten und nicht bekommen, ist das eine schmerzliche Enttäuschung.

In der Dynamik zwischen Geborgenheit und Ungeborgenheit liegt die tiefste menschliche Betroffenheit. In der ersten Lebensperiode eines Menschen, in der oralen Phase, kommt die Spannung zwischen Geborgenheit und Ungeborgenheit, zwischen Ur-Vertrauen und Ur-Mißtrauen, zum erstenmal auf uns zu. Es ist von daher zu verstehen, daß wir die Neigung haben, Geborgenheitserleben anzudeuten mit Worten und Bildern, die in die erste Lebensphase zurückweisen.

Gottesdienstbesucher erwarten, in der tiefsten, oralen Erlebnisschicht angesprochen zu werden. Sie rechnen damit, daß das religiöse Erleben die tiefste Stufe des Erlebens erreicht. «Du hast mich angesprochen» heißt dann: «Du hast mein Geborgenheitsgefühl, mein Vertrauen verstärkt, bestätigt, erneuert.» Mit dieser tiefsten Schicht des Angespochenseins befaße ich mich in diesem Kapitel.

(46) Das Vertrauen wird ständig bedroht. Deshalb suchen wir Menschen immer wieder Möglichkeiten, die unser Geborgenheitsgefühl neu festigen und aufrechterhalten. Diese Möglichkeiten suchen wir auf verschiedenen Gebieten, an der Oberfläche genauso wie in der Tiefe. Überall wollen wir stets neu erleben, daß unsere Welt noch in Ordnung ist.

Angesichts der tiefsten und letzten Lebensfragen suchen Menschen die Bestätigung ihres Ur-Vertrauens nun auch im Gottesdienst. Seit der Zeit der Betreuung durch unsere Mutter hat sich viel verändert. Aber unser Bedürfnis nach Zuverlässigkeit, nach Bejahung und Liebe, besteht immer noch. Es ist das Bedürfnis nach einer Geborgenheit, die sich nicht auf einfache Formeln bringen läßt. Eher diffus als differenziert, eher unbewußt als bewußt fragen Menschen:

- Habe ich eine Zukunft?
- Bin ich verloren oder gehalten?
- Habe ich Boden unter den Füßen?
- Bin ich mir allein überlassen oder gibt es Hilfe?
- Muß ich mich wehren, verkrampfen oder soll ich mich entspannen, ergeben?
- Darf ich Mut fassen oder soll ich resignieren?

Immer sind die individuellen Situationen wieder anders, wenn wir Menschen diese «letzten Fragen» stellen. Es geht jetzt nicht darum, ob diese Fragen immer berechtigt oder reif und erwachsen sind. Was mir jetzt wichtig ist, ist die Feststellung: Menschen suchen immer wieder Bestätigung und Erneuerung ihres Ur-Vertrauens. Verständlich ist dies es Suchen auf jeden Fall. Das Leben ist für die wenigsten Menschen einfach. Störungen und Drohungen sind tägliches Brot. Gerade das einfache Leben der unzähligen einfachen Menschen ohne öffentliche Bedeutung ist ein schwieriges Leben: sich selbständig behaupten in unserer Gesellschaft, an der Arbeitsstelle, in der Familie; Herzlichkeit und Verständnis finden, wenn wir es brauchen; Kinder erziehen; leben mit ungestillten Sehnsüchten; verpaßte Chancen, Eifersucht, Trauer, Sorgen um Gesundheit ertragen; überall drohen Enttäuschungen und Angriffe, das Ur-Vertrauen zu zerstören.

Der Gottesdienst ist eine Möglichkeit unter vielen, die Erneuerung des Ur-Vertrauens zu erleben. Er unterscheidet sich von anderen Möglichkeiten besonders dadurch, daß Menschen hier in ihrer Beziehung zum Leben als Ganzem angesprochen werden. Sie werden in ihrer «schlechthinnigen Abhängigkeit» in Betracht gezogen. Der Gottesdienst hat in bezug auf die Erneuerung des Ur-Vertrauens auch seine Beschränkung. Wer nie ein starkes Ur-Vertrauen erlebt hat, wird es wohl kaum in einem Gottesdienst finden. Für die Erweckung und Entstehung von ontologischer Geborgenheit fehlt Entscheidendes. Dazu wäre eine spürbare Partnerschaft nötig, während in der Kirche meistens eine gewisse Anonymität herrscht.

(47) Für Menschen, die ihr Ur-Vertrauen in Verbindung mit ihrem Glauben erleben, kann der Gottesdienst aber die Schmerzen der Ungeborgenheit, wie sie im Alltag oft erlebt werden, tragbar machen. Sie sind nicht mehr emotional entscheidend für die, die ihren Halt in Gott finden. Darum suchen die Gottesdienstbesucher in der Kirche immer wieder die Festigung ihrer Geborgenheit. Das drücken sie verschieden und auch nicht immer theologisch korrekt aus, wenn wir sie fragen, was sie vom Gottesdienst erwarten:

- Ich will einen Moment die Qualen des Alltags vergessen
- Ich suche Kraft für die neue Woche
- Ich möchte aus der Hetze raus, ein bißchen Ruhe finden
- Endlich mal kein Streit, jetzt will ich Frieden
- Es muß uns auch einmal wieder gut zugeredet, es muß uns Mut gemacht werden \

Bevor wir hier Protest einlegen, weil das Evangelium uns gerade nicht beruhigen, sondern in Gang setzen will, sollen wir daran denken, daß es hier nicht um die Bestätigung und Erhaltung irgendeines Status quo geht. Es geht um das tiefste Vertrauen, mit dem Menschen sowohl in Dauerzuständen als in Umbrüchen leben. Für Gottesdienstbesucher ist dieses tiefste Vertrauen mit Gott und dem Evangelium verbunden. Der Gläubige interpretiert sein Ur-Vertrauen als ein Vertrauen in Gott. Sein letzter Halt, glaubt er, ist der Herr. Das Ur-Vertrauen gefestigt bekommen, heißt, heute neu zu entdecken und zu glauben, was gestern der Halt war. Für den Gläubigen ist das die Geborgenheit in Gott. Die will er neu finden, schauen, erfahren, glauben oder ahnen.

(50) Es herrscht in unserer theologischen Welt eine Stimmung, die wenig geeignet ist das Altvertraute zu pflegen. Nicht nur in der Theologie wird Erneuerung höher bewertet als Festhalten am Altvertraute. Wenn ich recht sehe gibt es eine Kluft zwischen dem heutigen, in den meisten von uns spürbaren Hang zum Neuen und dem Pflegen und Bewahren des Altvertrauten, das Voraussetzung ist für das Wecken von Geborgenheit. Vom Prediger erhoffen sich die Gottesdienstteilnehmer, daß er ihr Ur-Vertrauen, das Tiefste und Älteste, was es für sie gibt, verstärkt und bestätigt. Das verlangt vom Prediger eine Flexibilität, die ihm auch eine konservative Haltung erlaubt. Sie ist Voraussetzung der Möglichkeit, Geborgenheit zu wecken. Es geht hier um eine *conditio sine qua non*.

Das Orten der konservativen Haltung soll nicht bedeuten, daß der Prediger sich in allen Dingen nur konservativ benehmen oder daß die Herausforderung des Neuen im Gottesdienst überhaupt keinen Raum haben soll. Für eine positive Wirkung eines traditionellen Gottesdienstes scheint mir jedoch eine grundsätzlich konservative Einstellung unerlässlich. Am empfindlichsten sind die Gottesdienstteilnehmer für Veränderungen in den liturgischen Gewohnheiten. Viel mehr als der Inhalt der Predigt sind Änderungen im Ablauf des Gottesdienstes Grund für Verärgerung. Man übersieht die Dimension der Geborgenheit mit ihrem Haltsuchen beim Altvertrauten, wenn man diese Verärgerung bagatellisiert. (51) Das Ritual erreicht eben, mehr als Begriffe und Lehre, die existentielle Tiefe der Persönlichkeit und bietet von daher dem Prediger nur einen beschränkten Spielraum für Veränderungen. Die Einstellung und Erwartung der Gottesdienstbesucher ruft die Prediger also dazu auf, das Bewährte zu bestätigen. Diese Einstellung wird den Gottesdienstbesuchern nicht immer bewußt sein. Sie ist aber untrennbar mit ihrem Hoffen auf Erneuerung des Ur-Vertrauens verbunden. Ist diese Erwartung nun legitim? Darf der Prediger hier geben, was man von ihm verlangt?

Die Antwort muß meines Erachtens ein vorsichtiges Ja sein. Vorsichtig, weil hier nur eine Seite des Evangeliums sichtbar wird, und es gibt auch eine andere. Eine Bejahung dieser Hörererwartung ist aber grundsätzlich mit biblischer und systematischer Theologie in übereinstimmung. Dies zeigt sich besonders in den Psalmen, die Zeugnisse von Glaubenserfahrungen sind und damit auch Erwartungen der hörenden Gemeinde bezeugen. Die Verbindung von Vertrauen und Altvertrautem ist oft anzutreffen: «Von alters her ist Gott ein König» (Ps.74.12; vgl. Ps.143,5; Ps.93,2). Zu denken ist auch an den Ausdruck «von Ewigkeit» (Ps.41,14). In der systematischen Theologie heißt das Gottes Unveränderlichkeit oder Beständigkeit. Alle Treue setzt Beständigkeit voraus. Das muß nicht bedeuten, daß alles langweilig beim alten bleibt. Treue bezeugt sich immer neu. Das kann unter Umständen sehr dynamisch sein. Das Neue an Gott ist, daß er sich als Antwort auf die Sünde der Menschen «als derselbe, der er von Ewigkeit und von der Schöpfung der Welt her war, aufs neue bestätigt» (Karl Barth). Die biblische Überlieferung bezeugt Gottes Treue. Das Neue ist, daß das Alte auch heute gilt. Gerade das ist es, was das Ur-Vertrauen beim Menschen zu bestätigen vermag.

Der Gottesdienstbesucher hofft auf die Erneuerung seines tiefsten Vertrauens. Er ist dankbar, wenn diese Erwartung erfüllt wird. Auch von der theologischen Seite her ist ein Vorgehen, das dieser Erwartung Rechnung trägt, einwandfrei.

## **2.1 Persönlich predigen**

(52) Geborgenheit wird nur geweckt, wenn Liebe zum Ausdruck gebracht wird. Wenn Menschen in einen Gottesdienst gehen, damit sie Geborgenheit finden, suchen sie Liebe, klare Zeichen von Liebe. Denn Liebe sucht Gemeinschaft, Liebe erreicht die existentielle Erlebenschicht, in der das Bedürfnis nach Geborgenheit entspringt. Im Gottesdienst suchen wir nicht oder nicht nur die Liebe unserer Mitmenschen, sondern, umfassend gesagt, die Liebe Gottes. Das ist, wenn ich die angeführten Zuhöreraussagen richtig verstehe, das tiefste Anliegen beim Gottesdienstbesuch. Die Menschen suchen «den lieben Gott», wie der landläufige Ausdruck lautet.

Für diese Gemeindetheologie, wenn ich es so nennen darf, lassen sich ohne Komplikation biblische Parallelen finden. «Gott ist Liebe», schreibt nicht nur 1.Joh.4,8 und 16, die ganze biblische Botschaft in ihrer Mannigfaltigkeit läßt sich auf den Nenner der Liebe Gottes für sein Volk bringen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Hauptsache in der Bibel auch für die Hörer in der Gemeinde die Hauptsache geworden ist. Die Kirchgänger hoffen und erwarten, im Gottesdienst wieder zu entdecken und zu erfahren, daß sie bei Gott geborgen sind, daß die tiefste Qualifikation ihres Lebens ist, geliebt zu sein. Ich drücke hier in Begriffen aus, was bei den meisten Gottesdienstbesuchern eher undifferenziert als eine fromme Sehnsucht da ist.

Was bedeutet dies nun für den Prediger? Wie kann und soll er dazu beitragen, daß die Gemeinde die Geborgenheit und Gottes Liebe wieder findet? Natürlich kann kein Prediger Gottes Liebe produzieren und vorführen. Über Gott läßt sich grundsätzlich nicht verfügen. Meine Frage ist nicht: Wie macht man das? Ich frage: Was soll der Prediger tun, wenn die Gemeinde auf diese Geborgenheit hofft? Welches ist das angemessene Verhalten?

Meine erste These ist, daß er sich persönlich verhalten soll. Liebe ist grundsätzlich eine persönliche Angelegenheit, eine Sache des Herzens, in Einheit von Gefühl und Tat. Nun geht es der Gemeinde zutiefst zwar nicht darum, vom Prediger geliebt zu werden. Er soll ihr die Liebe Gottes bezeugen. Aber jetzt stoßen wir auf eine eigenartige Feststellung aus den Analysen von Gottesdienst und Predigt: Je persönlicher sich der Prediger gibt, desto stärker ist die Geborgenheitserfahrung der Zuhörer. (53)

(...) Es geht jetzt um eine Parallelität, und zwar zwischen der von der Gemeinde gesuchten Liebe Gottes und der Art, wie der Prediger sich gibt. Weil die erste Größe sehr persönlich ist, soll es die zweite auch sein. Gottes suchende und tragende Liebe verkündigen Prediger um so authentischer, je persönlicher sie sich geben. Verkündigung fordert persönliches Bekennen. Das persönliche Reden und Auftreten des Predigers wirkt für die Zuhörer als Zeichen der persönlich gemeinten Liebe Gottes. Durch dieses Zeichen wird ihnen Geborgenheit in Gott erfahrbar.

Persönlich sein hat eine individuelle und eine soziale Seite: Echtheit und Interesse für andere.

### **2.1.1 Echt sein**

Wenn die Zuhörer darüber klagen, daß der Prediger unpersönlich gewesen ist, meinen sie meistens, daß sie innerlich nicht getroffen sind. Eine Komponente von Echtheit ist: die Klarheit, die Profiliertheit. Wer echt ist, zeigt sich deutlich sichtbar. Damit wird er faßbar. Das macht ihn zuverlässig. Farblosigkeit vermeiden wir nur, wenn wir Farbe bekennen. Die eigene Stellungnahme ist dabei unumgänglich .

Eine konkrete Folge der klaren Haltung ist die Verwendung des Personalpronomens «ich». Es ist das klare Zeichen, daß der Prediger sich identifiziert mit dem, was er sagt. Nur ist nicht jedes «ich» in Predigten positiv zu werten. Es gibt verschiedene «ich». Hier meldet sich das Problem der Relevanz. (54) Die Gottesdienstbesucher kommen nicht in die Kirche, um zu erfahren, was «ich» finde und meine und glaube. So wichtig ist der Pfarrer nicht! Aber das ist nur eine Seite. Die andere ist, daß Geborgenheit, auch Geborgenheit bei Gott, nur erfahrbar wird, wenn die Verkündigung persönlich geschieht. Dann sollen wir aber auch «ich» sagen! Kein Wort in unserer Sprache ist persönlicher als «ich». Zwar haben die früheren Generationen das «ich» nicht gewollt. Üblicher in Predigten ist «man», «der Mensch», «wer» und besonders «wir», Rudolf Bohren attackiert das homiletische «wir», hinter dem sich der Prediger versteckt und unpersönlich wird. Die Ergebnisse der Predigtanalysen sind zwar nicht so streng. Nicht immer weckt «wir» einen unpersönlichen Eindruck, ebensowenig ist es unbedingt nötig, «ich» zu sagen, um persönlich zu wirken. Das «wir» und das «ich» sind nur Symptome einer Haltung. Wenn die Haltung des Predigers eine echte, persönliche ist, wird sein Wort den Hörer im Innern treffen.

Eine andere Komponente der Echtheit ist: Offenheit. Negativ läßt dieser Aspekt sich genauer bestimmen. (55) Es kommt eine Fassade, ein trügerischer Schein auf die Zuhörer zu. Sie müssen zu sehr raten, wie die Person des Predigers ist. Es kann alles richtig sein, was er sagt. Wenn es aber nicht aus ihm selber kommt, sondern übernommen ist, aufgeklebt, dann ist es unglaubwürdig. Denn was objektiv richtig ist, hat nur Wirkungskraft, wenn es persönliches Eigentum des Predigers geworden ist. (...)

Andere Klagen über unpersönliche Prediger gehen auf die körperliche Darstellung zurück. Gottesdienstteilnehmer sind in der Regel empfindlich für das, was sie sehen. Ein Gottesdienst ist auch eine Schau, und jeder regelmäßige Gottesdienstbesucher weiß, welche große Rolle die Augenweide spielt. Das ist ernst zu nehmen. Denn die Körperhaltung ist auch eine Sprache: die Atmung, der Stimmtone, die Bewegung der Hände, der Blick. Körpersprache ist überzeugender als Worte, sie redet direkt zum Unbewußten des Zuschauers, wirkt dadurch tiefer als das intellektuelle Wort. Das bedeutet, daß die frohe Botschaft mit einer monotonen Redeweise nicht froh wirken kann. Echte sein umfaßt den ganzen Menschen. Was ich mit Worten sage, muß ich auch mit meinem Körper sagen, sonst wirke ich unpersönlich.

(56) Eine letzte Komponente der Echtheit wird vermißt, wenn ein Prediger kühl und distanziert wirkt. Es bedeutet, daß er keine eigenen Emotionen die Gestaltung von Predigt und Gebet einbezieht. Echte sein umfaßt eben auch, daß wir das eigene Empfinden mitteilen. Auf diese Weise werden wir Person für den anderen Menschen, und wir kommen in direktere Nähe zu ihm. Es handelt sich hier nicht nur um eine Möglichkeit der Bereicherung, es geht um alles oder nichts. Die Zuhörer verlieren ihr Engagement, wenn der Prediger seine eigenen Gefühle verdrängt. Nur wenn er Zugang zu seinem eigenen Erleben findet, darf er auf eine positive Wirkung des Gottesdienstes hoffen. Und sein Erleben ist in diesem Bezug nichts anderes als sein persönlicher Glaube, seine Glaubenserfahrungen: vielleicht Verwunderung über Gott; Dankbarkeit für sein Leben, seine Arbeit; Widerstand gegen die Nachfolge Jesu; Ärger über Gottes Verborgenheit. Der Prediger wirkt nur persönlich, wenn er beim Predigen und Beten bewußt in diesem Erleben stehen will. Nur dann ist er echt.

An dieser Stelle der Reflexion über die Wirkung eines Gottesdienstes drohen Einseitigkeiten. Die Schwierigkeit ist, daß geradlinige Logik nicht ausreicht, um zu verstehen, was im Gottesdienst geschieht. Eines ist die Kraft Gottes, die Wirkung seines Geistes, die wir in keiner Weise fassen können, auch nicht in einer homiletischen Theorie. Ein anderes ist die Wirkung jenes Menschen, der den Gottesdienst leitet und der predigt. Die Versuchung der Reflexion besteht darin, die Aussagen über die Wirkung zu pauschalisieren. Dann heißt es, daß, weil Gottes Wirken nicht verfügbar ist, der Prediger sich nicht auf technische Tricks einzulassen habe. Oder daß es in unserer Macht liegt, einen guten Gottesdienst zu gestalten, wenn wir nur die richtigen psychologischen Erkenntnisse anwenden. Solche Thesen spielen den einen Pol der Wirkung gegen den anderen aus. Zur Wirkung gehört nun einmal beides: Gottes Kraft und die Glaubwürdigkeit und persönliche Nähe des Predigers. Sie verhalten sich nicht zueinander als ergänzende Teile, sie sind zwei Dimensionen eines unteilbaren Geschehens. Diskursives Denken vermag das nicht zu fassen. Nur mit Humor und ohne Systemzwang läßt sich hier etwas verstehen.

(57) Das Buch «Predigtanalysen» von Hans-Christoph Piper ist ein klares Zeugnis davon, wie die Verdrängung oder das Ausklammern der eigenen Emotionen: Angst, Hilflosigkeit, Aggression, Enttäuschung, ein Hauptgrund dafür ist, daß manche Predigten keine positiven Wirkungen haben. Diese Einsicht führt zu der These, daß die Homiletik ihre Aufmerksamkeit anders verteilen muß als bisher. Sie soll viel umfassender die Person des Predigers in ihr Blickfeld nehmen, damit er lernt, seiner Arbeit jene Prägung zu verleihen, ohne die sie wirkungsarm oder sogar wirkungslos bleibt: den persönlichen Charakter.

(59) Ist es nicht, bei allen mühsamen Seufzern, die die Forderung nach Echtheit beim Prediger hervorruft, eine herrliche Angelegenheit? Im Grunde ist echt sein ja das Allereinfachste, was von uns verlangt werden kann. Unechtheit ist immer komplizierter und verlangt mehr Energie. Echte sein setzt aber voraus, daß ich mich öffne, bloßstelle und eventuell lächerlich mache. Gerade dieses Risiko macht uns «persönlich». Es geht letztlich um die Frage, ob wir bereit sind, uns in dieser Weise faßbar und verletzbar zu machen. Nicht weniger als Hingabe wird hier verlangt. Ohne die korrespondierende eigene Hingabe können wir nicht wirksam Christus predigen, der in seiner Hingabe sein Herrsein offenbart.

### 2.1.2 Anreden

Persönlich predigen sagt nicht nur, daß der Prediger Wesentliches von sich selber zeigt, es umfaßt auch, daß er die Gottesdienstbesucher direkt ernst nimmt. «Du hast mich angesprochen» heißt: «Du hast mit mir gerechnet», «du hast mich beim Namen genannt». Die Angesprochenen stehen auch im Mittelpunkt. Sie sind der zweite Mittelpunkt beim persönlich Predigen.

Manfred Metzger beschreibt diesen Aspekt des persönlichen Predigens, wenn er von den Hörern sagt, daß sie erwarten, «durch die frohe Botschaft gesucht, gefunden und heimgebracht zu werden.

Offenbar erwarten viele, ich glaube: die meisten

Gottesdienstbesucher, daß sie selber persönlich ergriffen werden. (60) Erst wenn das geschieht, ist das Beten oder Predigen persönlich für sie. In Ergänzung des Echtseins handelt es sich dabei um den zweiten Aspekt der «persönlichen» Darstellung: das Suchen des anderen. Dieser Aspekt ist die soziale, die Außenseite des persönlichen Stils.

Auch hier ist die Gemeintheologie eine recht orthodoxe. Verkündigung ist eine missionarische Angelegenheit. Der verkündigte Herr wirbt um sein Volk. Werbung und Predigt sind verwandt. Es sind keine objektiven Wahrheiten, die im Gottesdienst dargestellt werden. Es wird eine Wahrheit angekündigt, die auf Beteiligung zielt und wartet. Menschen werden dabei angeredet. Das *gesprochene* Wort ist unentbehrlich, wenn der Prediger im Gottesdienst persönlich wirken will. Glauben entspringt heute genau wie bei Paulus «aus dem Hören» (Rom.10,17). Das hängt mit der Möglichkeit der Sprache zusammen, unmittelbar zur Beteiligung aufzurufen, ausdrücklich oder implizit. Menschen ansehen oder ihnen etwas zeigen erreicht nie den Grad von persönlicher Ausrichtung wie Menschen *anreden*, es sei denn in Zweierkontakt oder in der Kleingruppe.

Wie zum Echtsein das Personalpronomen «ich» gehört, führt das Anreden zum «du», «ihr» oder «Sie»:

- Das ist die Richtung, in die der Herr Sie mit diesem Wort führen will
- Wenn Dir dann alles zuwider ist und der Mut zum Ausharren fehlt, dann stehst Du da und fragst bitter, wo Gott ist, nun da Du ihn brauchst

Wenn wir uns auch hier stilistisch nicht zwanghaft binden lassen müssen, ist doch das häufige oder seltene Vorkommen oder sogar das Fehlen dieser direkten Anredeformen im allgemeinen ein klares Zeichen dafür, ob und inwieweit ein Prediger seine Zuhörer persönlich in sein Blickfeld einbeziehen will.

(61) Es gibt wohl Prediger, die persönlich reden, ohne jemals die Vokabeln «Ihr» oder «Sie» zu benutzen. Sprachanalyse befaßt sich nur mit dem Verbalen, und persönlicher Stil kann sich auch in nichtverbalen Formen zeigen. Trotzdem zeigt die Sprachanalyse ein wichtiges Indiz, wenn das homiletische «wir» allzu häufig benutzt wird. Das «wir» hat die verführerische Möglichkeit, nicht nur das «ich» des Predigers, sondern auch das «Sie» oder «Ihr» zu ersetzen. In beiden Fällen kann es ein Sichverstecken sein.

Wir haben Mühe damit, daß wir immer im Glauben und nie im Schauen leben dürfen

Bei einfacher Veränderung der Personalpronomen wird klar, wieviel direkter und persönlicher der Satz tönt:

Ich habe Mühe damit, daß ich immer im Glauben und nie im Schauen lebe. Geht es Ihnen auch so?

Dieser andere Ton setzt ab er eine andere Haltung voraus.

Eine zweite mögliche Wirkung des homiletischen «wir» ist die Vereinnahmung:

- Wir haben die kindliche Freude am Weihnachtsfest verloren
- Wir schieben immer den anderen die Schuld zu
- Wir warten mit Bangen auf den Tod

Die Zuhörer fühlen sich, wenn sie sich in solchen Aussagen nicht wiederfinden, vereinnahmt, und dagegen wehren sie sich.

(62) Es gibt aber auch eine angemessene Wir-Anrede, ohne Versteckspiel und ohne Vereinnahmung. Das ist gegen Bohrens pauschale Verurteilung des homiletischen «wir» zu sagen.

...Das ist ein unerhörtes Geschenk: Er gibt sich selber! Die Frage ist jetzt, ob wir das wollen. Es verlangt von uns eine totale Umstellung. Wollen wir uns beschenken lassen? Ist das Schwere für uns nicht ...

Hier signalisiert das «wir» eine echte Solidarisierung des Predigers mit der Gemeinde. Es wird klar, wie kompliziert oder, genauer gesagt, wie tief verwurzelt die Anredeproblematik ist. Sie läßt sich nicht nur mit bewußter Wortwahl lösen. Ausschlaggebend ist die innere Haltung des Predigers. Wer wirklich auf die Gemeinde zugehen will, findet die Formen von selber. Wer an seinen Formen entdeckt, daß etwas nicht stimmt und daß eine Diskrepanz besteht zwischen seiner Absicht und der Wirkung, die er erzielt, der muß an sich selber arbeiten. Erst dann werden sich seine Anredeformen, von innen her, organisch verändern.

Neben dem Verbalen ist ein Gottesdienst auch ein sichtbares Geschehen. Die Zuhörer beklagen sich fast ausnahmslos über die Bindung ans Papier. (63) Der persönliche Stil, die Anrede, unerläßlich für das Wecken von Vertrauen, wird im allgemeinen schwer beeinträchtigt durch das Vorlesen. Denn nicht nur der Inhalt, sondern gerade die Darbietung, und auch die sichtbare, ist wesentlich für das Erreichen des emotionalen Bereiches. Was aber zeigt sich beim Vorlesen, so raffiniert es auch immer vollzogen wird? Die Predigt *entsteht* nicht, sie ist von gestern. «Der Akt der im Augenblick des Redens vollzogenen Neugestaltung» wird vom Prediger verabsäumt. (Otto Haendler) Bestenfalls ist die vorgelesene Predigt in gesprochene Sprache übersetzte Schriftsprache. Denn das gesprochene Wort läßt sich nur annähernd aufschreiben. Sogar wenn es gelingt, vorher sprechnahe Formulierungen zu finden, stört der notwendige Vorgang des Reproduzierens den Kontakt, weil der Prediger im Grunde nicht anwesend ist, sondern in der Vergangenheit weilt. Richard Kliem plädiert für das Sprechdenken, womit er meint, daß der Prediger wie im Zweiergespräch während des Sprechens denkt, «so wie jeder Satz aus der zunächst noch nicht artikulierten Intention des Predigers während des Sprechens seinen Wortlaut findet, so findet die ganze Rede aus ihrer Gesamtintention ihre Sätze und ihre Wörter».

Das freie Reden, also ohne Manuskript, bedeutet nicht, daß der Prediger sich weniger gründlich vorbereiten oder einfach improvisieren soll. Der englische Prediger Spurgeon sagte seinen Studenten: «Die schwierigste und beste Art ist, daß ihr genug oStoff für die Predigt sammelt und sie dann so haltet, wie euch die Worte von selbst in den Mund kommen. Dies ist nicht eine improvisierte Predigt; die Worte sind improvisiert, aber der Inhalt ist das Ergebnis gründlicher Vorbereitung».

(64) Sobald die klare Anrede fehlt, droht sich die Verkündigung in eine Abhandlung zu verwandeln. Unmittelbares Ergriffenwerden ist damit fast unmöglich gemacht. Ein Reden über Gott statt ein Reden im Namen Gottes findet statt, eine ziellose Entfaltung des Schriftwortes. Anstatt die Gemeinde anzureden, redet der Prediger im Grunde nur mit sich selber. Er ist vielleicht sehr «persönlich» in seinen Aussagen, aber die Zuhörer verlieren die Aufmerksamkeit, weil sie sich nicht mit einbezogen fühlen. Sie werden nicht angedredet. Was der Prediger von sich selber zeigt, bleibt ohne positive Wirkung. Persönlich predigen heißt eben beides: sich selber klar zeigen und die Zuhörer unmittelbar anreden. (65) Die Voraussetzung dafür ist, daß der Prediger sich wirklich mit seiner Gemeinde einlassen will und daß er Verantwortung für sie zu tragen bereit ist. (...)

Es ist gar nicht so einfach! Es verlangt persönliche Reife, einerseits Verantwortung für das Anreden der Zuhörer zu übernehmen, andererseits den Zuhörern ihre Freiheit zu gewähren. Die Gratwanderung, die vom Prediger verlangt wird, gelingt nur, wenn er auch sonst in seinem Leben in der Polarität von Führen und Freilassen einen angemessenen Weg findet. Der autoritäre Führer wird sich durch Vereinnahmung verraten, derjenige, der die anderen nur nicht stören will, durch einen unverbindlichen Redestil. Dabei sind die Anredeformen nur Symptome. Nur sie zu verändern, wäre blutleere Technik. Die Zuhörer spüren, wenn richtige Worte und Verhaltensweisen die natürlichen Symptome einer angemessenen inneren Haltung sind.

## 2.2 Verantwortung tragen

Aus den Analysen von Gottesdienst und Predigt ist klargeworden, daß der Gottesdienst die tiefste Schicht des Erlebens erreicht, in der es sich um das tiefste Vertrauen des Menschen handelt. Dieses Vertrauen wird nur geweckt, wenn der Prediger einen persönlichen Stil hat. Das persönliche Predigen habe ich oben charakterisiert als Echtsein und Anreden. Das Anreden setzt voraus, daß der Prediger Verantwortung für seine Gemeinde tragen will.

(72) Die Sache wird faßbarer, wenn klar wird, was nun konkret getragen werden muß im «Verantwortungstragen». Verantwortung tragen bezieht sich, genau wie das persönlich Predigen, auf den Prediger selbst und auf seine Zuhörer. Inbezug auf ihn selber heißt Verantwortung tragen, daß der Prediger zu seiner Arbeit und seinen Worten steht. Es muß spürbar werden, daß er den Gottesdienst und seine Predigt für wichtig hält, daß seine Worte auf etwas hindeuten, das für ihn selber existentielle Bedeutung hat. In bezug auf die Zuhörer bedeutet Verantwortung tragen den Anspruch des Predigers, daß das, was er zu sagen hat, auch für diese Zuhörer entscheidend wichtig ist. Es muß zu spüren sein, daß er denkt: «Ich weiß jetzt ein Thema, ein Wort und auch eine Art, uns damit zu beschäftigen, die für Euch eine Hilfe ist.» Oder auch ein Grad bescheidener: «Ich weiß ein wichtiges Wort für Euch, ich hoffe, daß es mir gelingt, das klarzumachen». Eine Haltung, die klarmacht, daß seine Worte größte Aufmerksamkeit verdienen, ist die konkrete Form von Verantwortung tragen.

Zwei Fundamente sind also nötig. Ohne lebendigen persönlichen Glauben ist diese Verantwortung eine Überforderung. Aber jede als echt empfundene Beteiligung an der Sache Gottes kann als Fundament dienen, diese Verantwortung zu tragen. Denn sie ist die Gewähr dafür, daß der Prediger von Dingen redet, die ihm selber wichtig sind. Es ist aber noch ein zweites nötig. Ohne die Überzeugung, daß diese eigene Sache auch für die Zuhörenden wichtig ist, ist die Verantwortung auch eine Überforderung. Mit Bekehrungseifer oder Missionstrieb muß diese Überzeugung nicht identisch sein. Aber etwas von diesen Elementen darf nicht fehlen, wenn der Prediger Geborgenheit wecken will. Erst das «Denn es ist uns unmöglich, *nicht* zu reden...» (Apg.4,20) kann den Prediger zuverlässig machen. Das Risiko des Bekehrungseifers ist unumgänglich für den, der ein verbindliches Wort sagen will. Der für eine nichtautoritäre Wirkung entscheidende Faktor ist, auf welche Art die Verbindlichkeit und die Verantwortlichkeit gestaltet wird. Es gibt Verantwortung, die den anderen freimacht oder ihm wenigstens die Freiheit läßt. Verantwortung, die den anderen überwältigt und unterwirft, zum Beispiel mit vereinnahmenden «Wir»-Sätzen, ist eine pervertierte Form. (73) Wenn der Prediger auf authentische Art die Gemeinde anredet mit der Voraussetzung, daß sein Anliegen auch ihr wichtig ist, kann ihn gerade diese Voraussetzung als die zuverlässige Autorität erkennbar machen, die die Zuhörenden für die Erneuerung ihres Ur-Vertrauens nötig haben.

## 2.3 Gott erwarten

Eine erste Voraussetzung für persönlich Predigen ist, wie ich beschrieben habe, die Bereitschaft, Verantwortung zu tragen. Die zweite ist, daß der Prediger mit dem Wunder rechnet, daß der Herr selber in den Zuhörern wirkt. Mit Sicherheit kann man diese These auch noch anders formulieren, gemäß anderen theologischen Traditionen. Es ist hier nicht der Ort, die dogmatische Richtigkeit dieser Ausdrucksweise zu untersuchen. Vom Anliegen dieses Kapitels aus wäre es sogar denkbar, die These weniger theistisch oder sogar atheistisch zu formulieren. Otto Haendler faßt das gleiche Anliegen in lockereren Worten, wenn er die tiefste Erwartung der Gemeinde «das existentielle Verlangen nach der ewigen Wahrheit» nennt. Noch vorsichtiger formuliert C. Aalders, daß die Menschen eine Begegnung mit dem Unwahrscheinlichen, dem Ungehörten, dem äußerst Überraschenden suchen. In dieser Begegnung kristallisiert sich das eigentliche Anliegen des Gottesdienstbesuchers. Wenn er nachher sagt, daß er sich angesprochen fühlt, deutet das in diese Richtung. Die Gemeinde ist schnell zufrieden, wenn nur dieses Tiefenerlebnis Wirklichkeit wird. Sie ist schnell unzufrieden, wenn es gar nicht stattfindet. Sie hofft und erwartet, daß sie im Lied, im Gebet, in der Lesung oder der Predigt den Kontakt mit Gott erfährt.

Nie ist das Geheimnis klarer und einfacher ausgedrückt worden als in der Confessio Helvetica Posterior: «Praedicatio verbi dei est verbum dei». Das ist ein Bekenntnissatz, er wird geglaubt, nicht bewiesen. (74) Er besagt, daß die Gemeinde im Wort des Predigers Gott selber zu begegnen glaubt.

Der verkündigte Herr ist selber wirksam. Das ist die Bedingung der Möglichkeit des Erlebens, mit Gott selber in Kontakt gekommen zu sein. Durch die Wirksamkeit Gottes bekommen Gottesdienst und Predigt sakramentalen Charakter. Im Wort liegt die «Realpräsenz des Herrn».

(75) Der Prediger muß für dieses Erlebnis, soweit er das überhaupt beeinflussen kann, den Raum schaffen oder wenigstens suchen, es nicht zu verhindern. An verschiedenen Stellen im Gottesdienst tritt es an den Tag, ob der Pfarrer mit dem Begegnungscharakter des Evidenzerlebens, mit dem Geschehen der Begegnung von Herr und Gemeinde rechnet. Ist Feierlichkeit, wenn sie positiv gemeint ist, nicht die Bezeichnung der Haltung und Stimmung, die mit der Erwartung dieses Geschehens korrespondiert? «Der Herr ist in seinem heiligen Tempel. Es sei vor ihm stille alle Welt!» (Hab.2,20). Nur durch Ehrfurcht macht der Pfarrer glaubwürdig, daß er Gott erwartet. Die Analysen von Gottesdienst und Predigt zeigen, daß die Mehrzahl der Zuhörer in dieser Hinsicht empfindlich ist. Sie ertragen das Triviale nicht. Humor wird manchmal gut, sogar sehr gut ertragen, manchmal auch abgelehnt. Im letzteren Fall ist die Ehrfurchtsgrenze verletzt. Beispiele und Witze, die mit dem Herrn oder der Bibel spielen, werden rasch als geschmacklos und salopp erlebt.

Ohne klaren Ausdruck der Erwartung des Geheimnisses kann der Prediger nicht mit Recht auf gute Wirkung hoffen. Das setzt natürlich voraus, daß er tatsächlich ehrfürchtig ist und den lebendigen Gott erwartet. Ein sehr vielsagender Augenblick ist das Gebet. Wenn im Ton des Gebetes nicht deutlich wird, daß der Pfarrer versucht, mit Gott zu reden, ist das ein großes Hindernis für die Erfahrung der Begegnung bei der Gemeinde. Der Aufbau und Charakter der Predigt ist ein letztes Zeugnis davon, ob der Prediger Gott erwartet oder nicht. Ein religiöser Vortrag, ein Reden *über* Gott ist durch das Fehlen dieser Erwartung von einer Predigt unterschieden, einem Reden im Namen Gottes.

### 3 Die Dimension der Befreiung

(89) Die Gottesdienstteilnehmer fühlen sich nur angesprochen, wenn auch diese zweite Dimension berücksichtigt wird. Die erste Dimension der Geborgenheit umfaßt die tiefsten Gefühle, das menschliche Leben überhaupt, das primäre Dasein. «Glauben» hat in dieser Tiefe den Aspekt des Vertrauens, der Geborgenheit in Gott. Die zweite Dimension ist weniger tief, dafür aber breiter. Sie betrifft das Leben in der konkreten Welt, das Zusammenleben, die Probleme von Familie und Arbeit, von Gerechtigkeit und Schuld, die Chancen und Unmöglichkeiten des Lebens. Die zweite Dimension ist wie ein breiter konzentrischer Kreis um die erste herum. Sie umfaßt das Gebiet, das ins Blickfeld kommt, nachdem die tiefste Geborgenheit entstanden ist. Gottesdienstbesucher sind im allgemeinen nicht angesprochen, wenn der Prediger diese breitere Dimension nicht ausdrücklich miteinbezieht.

Die Zuhörer wehren sich, wenn der Prediger das wirkliche, schmutzige, schmerzliche Leben nicht ausdrücklich ernst nimmt. Die Zuhörer nehmen es nicht an, wenn der Pfarrer ein zu schönes Bild malt. Sie wollen das tatsächliche Leben berücksichtigt und nicht die harten Tatsachen ausgeklammert haben.

Von einer anderen Seite wird diese Dimension in den folgenden Aussagen klar:

(90) Die Gemeinde wartet auf das Evangelium. Ob sie es annimmt oder nicht, ist eine zweite Sache. Aber sie betrachtet es als selbstverständlich, daß ein Zuspruch kommt. Sie wehrt sich wenn das dunkle Leben nicht ernst genommen, verharmlost wird; sie wehrt sich aber auch, wenn es einfach beim dunklen Leben bleibt, wenn kein befreiendes Wort dazu kommt. (...) Die Gottesdienstteilnehmer verlangen, daß ihnen im Dunkel ihres Lebens Licht geschenkt wird, daß die Aussichtslosigkeiten des Alltags, des Lebens in dieser Welt von einer Aussicht, die nicht im Alltag selber auffindbar ist, überboten werden. Sie sehnen sich nach Befreiung vom Übel, von der Unterdrückung und dem Elend, die nun einmal zum Leben gehören. In dieser Dimension ist die Begegnung mit dem Hoffnung erweckenden Aspekt der Botschaft, dem Wort von jenseits, der Kern. (91) Auf diese Botschaft warten die Gottesdienstbesucher, auf die «Sprache der Befreiung».

Dimensionen sind theoretische Unterscheidungen. In der Wirklichkeit des Gottesdienstes und der Predigt sind sie ungetrennt. Trotzdem lassen die Dimensionen sich für die Reflexion auseinandernehmen. Wenn wir nur nicht vergessen, daß wir über das Predigen als Ganzes reflektieren und nicht verschiedene Teile der Predigt nacheinander besprechen. Unsere reflektierende Aufmerksamkeit gilt jetzt einem Aspekt, der sich hauptsächlich im Inhaltlichen, deswegen auch hauptsächlich in der Predigt zeigt.

Die erste Dimension liegt tiefer, sie ist auch weniger differenzierbar. Sie wird hauptsächlich in den nichtverbalen Komponenten der Art und Weise, wie der Prediger den Gottesdienst leitet, erkennbar. Es wäre falsch, zu meinen, daß die eine Dimension wesentlicher ist als die andere. Wie bei unserem Körper und bei allen selbständigen Organen sind mehrere Teile und Aspekte wesentlich. Aber es gibt Unterschiede im Gewicht. Die Dimension der Geborgenheit ist die gewichtigste. Wer dort Fehler macht, enttäuscht die Gottesdienstteilnehmer am meisten und am tiefsten. Aber die Gemeinde gibt sich nicht zufrieden mit der Geborgenheit allein. Eine ansprechende, vertrauenerweckende Haltung des Predigers allein reicht nicht aus. Ihre Wirkung geht verloren, wenn sie nicht mit einer befreienden Botschaft in Verbindung steht. Ohne die Dimension der Befreiung wirksam zu berücksichtigen, erzielt der Prediger keine positive Wirkung. Aber auch eine optimale Berücksichtigung dieser zweiten Dimension wird zerrüttet, wenn der Prediger in der Dimension der Geborgenheit versagt. Die sauberste Lehre, die treffendste Formulierung der frohen Botschaft bleibt wirkungslos, wenn der Prediger durch sein Auftreten kein Vertrauen erweckt. Wenn zwei Prediger das gleiche sagen, ist es noch nicht gleich. Dem einen nimmt es die Gemeinde ab, dem anderen nicht. Die Worte allein sind nicht stark genug.

### 3.1 Die Sehnsucht nach Erlösung

(92) Offensichtlich suchen die Gottesdienstteilnehmer nicht nur das Altvertraute, sie erwarten auch etwas ganz Neues. Sie suchen nicht nur das, was sich in ihrer Vergangenheit bewährt hat, sondern auch die Zukunft. Rückwärts und vorwärts sind ihre Erwartungen eingestellt. Diese zwei Bewegungen, die sich im Grunde widersprechen, bilden eine polare Spannung. Altes und Neues erwarten die Hörer, Bestätigung und Veränderung. Wenn sie beim einen oder beim anderen nicht auf ihre Rechnung kommen, sind sie enttäuscht. Offenbar erwarten sie, daß beide Kraftfelder ganz anerkannt werden.

Im Gottesdienst erwartet man nicht nur ein Zurückfallen in den bergenden Schoß des lieben Gottes. Man will auch hören, daß es demnächst Veränderungen gibt, daß es nicht beim alten bleibt. Nicht nur Schutz gegen das Böse wollen die Predighörer, sie sehnen sich auch danach, daß das Böse selber überwunden wird. Diese Welt selbst, dieses Leben soll neu, besser, heil werden.

Es gibt wohl zwei Gründe für diese Erwartung der Zuhörer. Wie bei der Geborgenheit lassen sich eine allgemein menschliche und eine christliche Schicht unterscheiden. Die Sehnsucht nach einer besseren Welt gehört vielleicht zur ganzen Menschheit, sicher zur Lebenseinstellung in der Kultur des Westens. Sie ist die allgemeine Schicht in der Sehnsucht nach Erlösung. (93) Die christliche Verkündigung nimmt dieses Verlangen auf, ja sie gibt ihm Aufwind. Jahrtausendlang ist der Gemeinde verkündigt worden, daß der Herr kommt, daß Er alles neu macht und daß wir eines neuen Himmels und einer neuen Erde warten. Die Verkündigung der nahenden Erlösung hat das unbestimmte, allgemeinmenschliche Sehnen getauft und damit profiliert, korrigiert und in seiner Kraft bestätigt und verstärkt. Von daher erwarten die Teilnehmer eines Gottesdienstes, daß diese starke, durch die Tradition der kirchlichen Verkündigung noch verstärkte Sehnsucht aufgenommen, befriedigt oder wenigstens ernst genommen wird.

Sehnsucht nach Erlösung ist grundsätzlich ein zweiseitiges Lebensgefühl. Die eine Seite ist leiden, die andere ist hoffen. Ein starkes Bewußtsein einer elenden Situation geht zusammen mit der Erwartung von Erleichterung. Ein Wissen um unlösbare Probleme verbindet sich mit dem Ahnen von wunderbarer Hilfe. Es scheint mir leicht, in diesem Gefühl das Echo auf die Verkündigung von Kreuz und Auferstehung zu erkennen. Die Gottesdienstbesucher wissen, daß das unfaßbare, nicht wegzuerklärende Elend des Lebens in der Kirche ganz ernst genommen wird. Sie wissen aber auch, daß die Kirche mit einem Jenseits von Elend und Aussichtslosigkeit Fühlung hat. Genau wie die Theologie die Verkündigung immer mit zwei Begriffen zusammenfaßt: Kreuz und Auferstehung, Gericht und Gnade, Gesetz und Evangelium, erwartet die Gemeinde in ihrer Bedrohung und in ihrer Hoffnung angesprochen zu werden.

### 3.2 Verwunderung wecken

(94) Sehnsucht nach Erlösung setzt voraus, daß die Probleme unlösbar sind, daß es im Rahmen des üblichen und überblickbaren keinen Grund zu echter Hoffnung gibt. Wer diesen Sehnsüchtigen Befreiung meldet, wird entweder Skepsis wecken oder Erstaunen. Entweder bleibt den Hörern die Befreiung un-glaublich, oder sie werden über die unglaubliche Botschaft verwundert sein. Ausgeglichenen Interesse, zahme Aufmerksamkeit wäre dem Gewicht der Sache, dem Brennen der Sehnsucht nicht angemessen. Wer leidet unter der aussichtslosen Lage des unlösbaren Elends, wird aufhorchen, wenn von wirklicher Befreiung die Rede ist. Eine echte Verwunderung, ein neues überraschtsein ist unumgänglich, wenn der schlummernden oder beißenden Sehnsucht nach Erlösung eine Verheißung gemacht wird.

(95) Die Frage, ob der Hörer die Befreiung froh begrüßen oder sie unberührt an sich vorübergehen lassen wird, bleibt offen. Darüber entscheidet nicht der Prediger, auch nicht immer der Hörer selber. Die Diskrepanz zwischen der Unlösbarkeit der Probleme und der Botschaft der Befreiung bewirkt aber jedenfalls, daß die Verkündigung Verwunderung weckt. Es ist nicht anders möglich. Das Erwecken von Verwunderung wird damit zum Kennzeichen, ob ein Prediger wirklich Befreiung predigt. Ohne Verwunderung keine Ahnung von Befreiung. Ich führe einige Höreraussagen an, die das konkret klarmachen.

- Das habe ich schon so oft gehört, es traf mich nicht
- Ich habe zu wenig Impulse bekommen
- Es war so freudlos und sicher, was er sagte
- Ich war überrascht von der Erklärung «Jesu Wunder ging durch Petrus' Hände», das gibt mir zu denken

Erst wenn die Hörer überrascht werden mit etwas Unbekanntem, mit einer frischen Texterklärung, mit einem Bild, mit einem auffallenden Satz, können sie etwas von neuer Hoffnung und Aussicht erleben. Ihr Erstaunen bedeutet, daß sie über ihre bisherigen Grenzen schauen, daß sie etwas Neues entdecken, daß das Alte in ein neues Licht gerückt wird. Auch wenn es ein kurzfristiges Staunen ist, so ist doch dieses Staunen der Anfang der Hoffnung, die zu der verheißenen Befreiung gehört. Die Hörer sind froh, wenn es dazu kommt, wie die letzte Aussage zeigt. Die anderen beziehen sich auf Predigten, in denen keine Überraschungen stattfanden.

Das Problem, das hier auftaucht, ist, wie es möglich sein soll, im wöchentlichen Gottesdienst jeweils solches Staunen zu ermöglichen. Hoffentlich ist die Botschaft der Befreiung selber dermaßen unglücklich, daß sie immer wieder staunenerregend sein wird. Nun, das ist sie. Es handelt sich ja um nichts anderes als das, was «kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist» (1 Kor.2,9). Die wöchentliche Predigt lebt davon, daß die Botschaft der Befreiung unglücklich ist und immer bleibt. Diese theologische Behauptung verlangt aber eine ganz bestimmte Einstellung des Predigers. Er soll die Botschaft auf eine Weise ausrichten, daß sich die Hörer auch wirklich wundern können. Was setzt das voraus?

Grundlegend ist das Verwundertsein des Predigers selber. Nicht für jedes Ins-staunen-Versetzen muß ein Redner selber erstaunt sein. (96) Ein Lehrer kann seine Klasse mit Informationen über Geologie oder Geschichte verblüffen. Aber in der Predigt geht es um ein anderes Staunen. Die Gemeinde sehnt sich nach einer Unwahrscheinlichkeit, nach der Befreiung aus unlösbaren Problemen.



Nicht Informationen, die jedem sowieso zugänglich sind, verlangt sie, sondern das Wunderbare. Für die Übermittlung dieses Unwahrscheinlichen muß der Prediger selber vom Wunderbaren getroffen sein. Sonst wirkt das Wunderbarste doch wieder als «schon so oft gehört». Damit gehört es zum Bekannten, und die Hörer sehnen sich eben nach etwas Unauffindbarem. Erst durch seine eigene Verwunderung trägt der Prediger dazu bei, daß seine wunderbare Botschaft ansteckend wirkt.

Der Prediger kann sich aber bemühen, die Verwunderung wieder zu finden. Das ist ein wichtiges, wenn nicht das wichtigste Element der Predigtvorbereitung. Die Verwunderung entsteht beim *Predigteinfall*. Eine Entdeckung wird gemacht, eine Kernidee gefunden. Ein Prediger macht solche Entdeckungen allein, wenn er kreativ ist.

(97) Für die inhaltliche Gestaltung der Predigt liegt in diesem Zusammenhang ein wichtiger Hinweis vor. Es handelt sich um die Verfremdung. Wer sich ihrer recht bedient, wird Verwunderung wecken. Die gemeinte Sache ist schon alt, theoretisch neu formuliert hat sie Bertolt Brecht, für die Homiletik übernommen hat sie Hans-Dieter Bastian. (98) Es ist ein Versuch, Altes neu zu sagen, damit es neu Verwunderung weckt. Routine und Selbstverständlichkeit untergraben die Aufmerksamkeit. Verfremdung erregt Interesse dadurch, daß sie Bekanntes in einer unbekanntem Dimension zeigt und Nichtbeachtetes wichtig macht. Bastian begründet die Notwendigkeit der Verfremdung in der Predigt mit der Feststellung aus der Kommunikationswissenschaft, daß Informationen nicht konservierbar sind. Sie verlieren ihre wirkende Kraft. Erst durch Verfremdung erreicht man, daß Menschen den Eindruck bekommen, etwas Neues zu hören und sich dann neu interessieren. Daß es dabei oft um Altes geht, ist klar. Es geht in der Predigt, auch beim Neuesten, immer um das Alte, um die Tradition des Evangeliums. Die Verfremdung rechnet eben mit der Polarität von Vertrautheit und Fremdheit, wobei es schließlich um ein neues Erleben des Altbekannten geht. Ein klares Beispiel von Verfremdung ist eine Predigt über Jesu Auftreten in der Synagoge, in der am Anfang nur über «einen jungen Arbeiter» gesprochen wird. Im Verlauf der Predigt wird erst klar, daß damit Jesus gemeint ist. Verfremdung vermittelt den Hörern eine Entdeckung, ein staunendes Wiedererkennen. Das eigentliche Staunen über die verheißene Erlösung wird dadurch möglicherweise wieder geweckt.

Es gibt zwei deutliche Grenzen ihrer Wirkungsmacht. Erstens wird die Verfremdung nicht verstanden, wenn sie die Flexibilität des Hörers überfordert. Anstatt Verwunderung zu wecken, provoziert sie Ärger, der nicht grundsätzlich mit dem Ärgernis des Evangeliums identifiziert werden kann. Zweitens haftet der Verfremdung die Gefahr an, Unwichtiges wichtig zu machen. Es ist eben verlockend, die Hörer zu überraschen. Wenn ab er nur die Überraschung an sich, als Gefühl, erstrebt wird, entartet die Verfremdung in Spielerei. Verschiedene Hörerreaktionen, die Langeweile und Ärger ausdrücken, sind von einer entarteten Verfremdung ausgelöst. Die Beziehung zur echten Verwunderung ist dann auch verschwunden. Die ganze Technik der Verfremdung setzt eben eine wirkliche Verwunderung im Prediger selbst voraus. Ohne sie ist sie ein Trick, der höchstens eine betrügerische Wirkung haben wird.

(99) Grundlegend bleibt des Predigers eigenes Staunen über die Befremdlichkeit des Evangeliums. Erst in diesem Rahmen werden die Bemühungen, neu zum Staunen zu kommen und die Gemeinde ins Staunen zu versetzen, gedeihen. Dann wird sogar ohne Verfremdungstechnik das Fremdartige des Evangeliums den Hörern klar werden. Technik kann nur das, was schon da ist, ein wenig besser profilieren. Wenn sie mehr will, entartet sie zur Manipulation, die Ablehnung hervorruft.

### **3.3 Die Kluft zwischen Vollmacht und Bescheidenheit**

Genaugenommen erfordert die Dimension der Befreiung ein Wunder. Die Gottesdienstbesucher erwarten etwas Unmögliches und bekommen es trotzdem, wenn der Gottesdienst so verläuft, wie sie erwarten. Sie sehnen sich nach Erlösung, weil die Probleme des Lebens unlösbar sind, und am Ende sind sie erfreut, daß die Unlösbarkeit in Frage gestellt ist. Unglaublich. Für den Prediger bedeutet das nun nicht, daß etwa von ihm persönlich ein Wunder erwartet wird. Wohl kein Gottesdienstteilnehmer sieht ihn als einen Magier. Daß er auch ein beschränkter, ebenso ohnmächtiger Mensch ist wie alle anderen, davon braucht man die Predighörer nicht zu überzeugen. Trotzdem erwarten sie das Unwahrscheinliche. Das bedeutet, daß der Prediger eine Zwischenposition hat. Er soll zwar nicht aus sich selber, aber dann doch von anderswoher das Wunder, das Unfaßbare hervorrufen. Hinter dem Prediger steht die Tradition des Evangeliums und die kirchliche Institution. Der Prediger und die Kirche dürften für die Gottesdienstbesucher perspektivisch ineinanderfallen. Die Kirche hat den Prediger ja beauftragt.

(100) Das Wort *Autorität* drängt sich wieder auf. Jetzt nicht, wie in der Dimension der Geborgenheit, in der Gestalt des Verantwortungstragens. In dieser Dimension geht es um die Autorität des Vertreters, des Vermittlers. Der Prediger repräsentiert die Instanz, von der die Gemeinde das Wunderbare erwartet. Auch wenn er selber lieber nur er selber sein möchte, erlebt die Gemeinde ihn als Zwischenperson. Er leitet ja den Gottesdienst, in dem alle anderen schweigen. Er redet und hält die Predigt. Der landläufigen Auffassung der Gemeinde entspricht, was im Neuen Testament Herold oder Zeuge heißt. Der Herold ist nicht selber verantwortlich für das, was er sagt. Aber er sagt es. Der Zeuge redet nicht von sich selber, sondern von dem, was er gesehen oder gehört hat. Aber er bezeugt es. Herold und Zeuge sind ebenso wichtig wie unwichtig. Erst hinter ihnen wird eine endgültige, primäre Autorität sichtbar.

(101) Das große Problem bei dieser Tatsache, daß der Prediger in seiner Rolle gegenüber den Hörern die Instanz des Evangeliums, des Herrn, in irgendeiner Weise repräsentiert, liegt darin, daß der Prediger dabei angeblich in einer positiven Beziehung zu dieser Instanz stehen soll. Er muß die Verantwortung dafür tragen, daß er den Gottesdienstbesuchern gegenüber die Wahrheit des Evangeliums vertritt. Für den Prediger wirft diese Rollenverteilung sofort die Frage auf, ob er denn selber wirklich von dieser Wahrheit überzeugt ist. Und wenn schon, ist diese Überzeugtheit dann stark genug, um die Rolle des Repräsentanten zu übernehmen?

Als Teilnehmer kann man ohne diese persönliche Überzeugung in den Gottesdienst gehen. Ich kann als Fragender, Suchender, Sehnsüchtiger in die Kirche gehen. Für den Zeugen- und Heroldsdienst ist Fragen und Sehnsucht zu wenig. Bin ich mit der Gemeinde noch solidarisch, wenn ich mich von ihr abhebe und auf die Kanzel gehe? Ich hebe mich ja nicht nur räumlich von ihr ab, ich tue auch innerlich einen Schritt: Ich maße mir an, ihr das Evangelium zu sagen, ich maße mir an, nicht nur ein Fragender und Sehnsüchtiger zu sein. Auch wenn das, was ich bringe, nicht aus und von mir selber sein muß, bekenne ich mich doch zu einer grundsätzlich positiven Beziehung zu dieser Botschaft. Ist das nicht überheblich? Ist das nicht zu viel verlangt? Diese quälenden Fragen bestürmen den Prediger; die Institution der Predigt will ihn zwingen, seine Bescheidenheit in Überheblichkeit oder Unechtheit zu verwandeln.

(102) Kein Wunder, daß die Predigthörer sich oft beklagen. Sie erwarten das Evangelium und statt dessen kommen Betrachtungen über die Kompliziertheit des Lebens. Sehnsucht nach Erlösung wird angekündigt, aber keine Erlösung. Irritation und Ärger wachsen bei der Gemeinde; dem Prediger wird es zunehmend schwerer gemacht, und er weiß nicht, wie er das Unmögliche leisten soll. Er leidet jetzt genau an dem, was am Anfang seines Unvermögens liegt, nämlich daß es keine Amtsautorität mehr gibt. Zu Äußerlichkeiten wie Ordination, Bibelautorität und kirchlicher Tradition hat er nie viel Vertrauen gehabt. Jetzt stellt er fest, daß die Gemeinde ihn auch nicht einfach akzeptiert aus der bloßen Tatsache heraus, daß er Pfarrer ist.

(103) Autorität ohne Überzeugungskraft ist entweder brutale Gewalt oder, und das ist die Variante für die Predigt, Ohnmacht. Die vorläufige Anerkennung, die die Kirche dem Prediger mit der Ordination und die die Gottesdienstbesucher ihm mit ihrem Kredit an Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit erteilen, soll in unserer Zeit mehr als jemals personal begründet werden. Was heißt nun personale Begründung für die Verkündigung? Es kann nicht bedeuten, daß der Prediger selber für die Wahrheit seiner Verkündigung Garantie ist. Damit würde er sich überheben und tatsächlich aus der Solidarität mit den Hörern ausbrechen. (...) Er soll selber, sozusagen als Hörer, die biblische Überlieferung als ein Gegenüber betrachten und dann daraus nehmen, was ihm jetzt für seine Hörer und für sich selber wichtig und hilfreich erscheint. Für diese Auswahl haftet er. Er haftet nicht für die Glaubwürdigkeit der Bibel oder der kirchlichen Lehre. Das verlangen die Gottesdienstteilnehmer auch nicht von ihm.

Beim autoritären Predigtstil identifiziert sich der Prediger mit dem Text. Es fehlt die Distanz zwischen Text und Prediger. Die primäre Autorität des Textes und die abgeleitete Autorität des Predigers fallen zusammen. Dieser Prediger fühlt sich dafür verantwortlich, daß der Text recht gepredigt wird und nur das. Der moderne Prediger beschränkt sich ausdrücklich auf das, was ihm am Text relevant erscheint.

(104) Offen stehen Prediger dazu, daß sie das Relevante suchen und predigen wollen. Nur das Relevante. Dann können sie es auch personal begründen. Denn sie finden es relevant.

Die Frage taucht auf, ob dann nicht subjektive Vorliebe anstelle eines objektiven Gültigkeitsanspruchs der Überlieferung tritt. Die Gefahr scheint mir unumgänglich. Aber nur unter dieser Bedrohung läßt sich Verkündigung personal begründen. Ohne diese Gefahr kann nur Autorität ohne Überzeugungskraft existieren. Das eigene Entdecken des Predigers, wo die Relevanz des Bibelwortes liegt, ist der einzige verheißungsvolle Zugang zu diesem Wort überhaupt. Denn ohne sein eigenes Entdecken, ohne seine Subjektivität wird das Wort um seine Menschlichkeit gebracht. (...) Seine Meinung ist der einzige Zugang zum Eigentlichen, zur Kraft der Überlieferung, zur Autorität des Evangeliums selber. Zuerst in ihr erweist die Überlieferung ihre Kraft.

Das Befreiende dieser Auffassung liegt für den Prediger darin, daß er sich nicht mit dem Text identifizieren muß. Er soll nur zu seiner Einsicht, was relevant sei, stehen. Dieses Relevante kann er dann weitersagen. Begeistert kann er es tun, weil es ja seine eigene Entdeckung ist. Gerade die Forderung nach personaler Begründung der Autorität des Predigers befreit ihn vom Anspruch, den Wert der Überlieferung gewährleisten zu müssen. Durch den Raum für seine eigene Einsicht, der ihm ausdrücklich zugestanden wird, und durch die dadurch hervor gehobene Distanz zum Bibelwort wird er nicht um seine Bescheidenheit gebracht. (105) Voraussetzung ist nur, daß er tatsächlich entdeckt, was relevant ist. Sonst hat er keine Grundlage für die personale Begründung der Verkündigung. Das führt uns wieder zurück zum Problem der Verwunderung. Wie kann der Prediger wieder staunen, wenn er nicht staunt? Wie kann er das Relevante entdecken, wenn er es nicht sieht? Die Entdeckung des Relevanten ist eben eine sehr persönliche Entdeckung. Kreativität läßt sich nicht organisieren.

(108) Hauptaufgabe des Predigers ist nicht, daß er den Text weitergibt. Sein Amt ist es, das Bibelwort zu befragen und das Relevante darzustellen. Die Wertübertragung muß dabei nicht verschwinden. Aber dies er Wert ist unabhängig vom Prediger schon da, symbolisiert im Bibelwort und im Gottesdienst als Ganzem. Die Gottesdienstteilnehmer schätzen diesen Wert und suchen ihn gemeinsam. Die Funktion des Predigers ist nicht, die Teilnehmer vom Wert der biblischen und kirchlichen Tradition zu überzeugen, sondern als Anwalt der Hörer die Tradition zu prüfen. Wo er sich freut und die Tradition, den Bibeltext als einen Schatz hervorhebt, dort wird er für die Hörer Anwalt des Bibeltextes. (109) Anwalt des Textes den Hörern gegenüber wird er also aufgrund der Tatsache, daß er Anwalt der Hörer dem Text gegenüber ist, Eine neuartige Vollmacht entsteht, aber ohne schulmeisterlichen Nachdruck, als ob alle es so sehen müßten wie er. Seine Autorität ist eine wehrlose und gerade deswegen eine glaubwürdige.

(110) Wenn es nicht nötig ist, auf der Kanzel zu schulmeistern; wenn die beste Haltung eben die ist, daß der Prediger sich authentisch und bescheiden äußert ohne Anmaßung; und wenn auch feststeht, daß die Gottesdienstbesucher von einer solchen Haltung angesprochen werden, also daß sie in der Haltung des Predigers eine Vollmacht erkennen, dann ist die Institution Predigt springlebendig. Die Frage ist dann nicht mehr: «Was mache ich in der unmöglichen Rolle des autoritären Besserwissers, wenn ich es nicht besser weiß», sondern: «Wie rede ich authentisch von dem, was mir relevant erscheint in der biblischen Überlieferung?» Diese Frage ist noch schwer genug, aber grundsätzlich zu bewältigen.

### **3.4 Die Verkündigung in ihrem inneren Gehalt**

(118) Die Unmöglichkeit, die großen Fragen und Probleme des Lebens zu lösen, macht Menschen hilflos. Andererseits erhoffen und erwarten sie Befreiung oder ein Zeichen davon im Gottesdienst. Die Sehnsucht nach Erlösung umfaßt eine dauernde Spannung. Die Gottesdienstbesucher wollen immer wieder erleben, wie sie vom Wunderbaren, Unwahrscheinlichen überrascht werden. Befreiung und Beklemmung stehen in einem polaren Spannungsverhältnis. Beide sind sie voll wirksam. Sie widersprechen einander, das verursacht die Spannung.

#### **3.4.1 Die Polarität von Gesetz und Evangelium**

Die Polarität bei den Hörern spiegelt die Polarität von Gericht und Gnade, von Gesetz (Thora, Weisung) und Evangelium, von Kreuz und Auferstehung wider. Nur wenn diese beiden Pole in der Verkündigung voll gelten und zum Ausdruck kommen, wird der Prediger den Hörererwartungen gerecht.

(119) Gesetzgebung verfügt, daß die Welt für das Gute und nicht für das Böse bestimmt ist. Gesetzgebung bringt das Böse an den Tag. Gerechtigkeit und Schuld werden erst durch das Gesetz geschaffen. Erst durch das Gesetz gibt es Verantwortung.

Die biblische Verkündigung hängt daran, daß Gott sein Gesetz behauptet, trotz Nichteinhaltung durch die Menschen. Gerade seine Liebe wird darin erkennbar, denn Unrecht will er nicht zulassen. Seine Gerechtigkeit ist eine rettende Gerechtigkeit. In dem Sinne ist ein strafender Gott liebevoller, weil zuverlässiger, als einer, der alles nicht so genau nimmt. Die Beständigkeit seiner Liebe führt Gott dazu, das lebenermöglichende Gesetz aufrechtzuerhalten.

Für den Menschen bedeutet das zwar eine Verurteilung. Das von Gott aufrechterhaltene Gesetz richtet und tötet ihn. Wenn Gott sein Gesetz behauptet, umfaßt das seinen Zorn über den Sünder. Durch das Gesetz wird das Leben und die Welt mit ihren Dunkelheiten, mit Leid in einen bestimmten Rahmen gestellt. Es gibt einen Zusammenhang zwischen Elend und Mißachtung des Gesetzes. Elend ist nicht blindes Schicksal, es hängt zusammen mit Übertretung. Daneben wird Elend auch als Strafe gesehen. Der Zorn Gottes kommt zum Ausdruck im Fluch, der auf die Welt gelegt ist.

(121) Das Evangelium ist, der Wirkung nach, dem Gesetz entgegengesetzt. Es tötet nicht, es befreit und macht lebendig. Es verkündigt, daß Gott in seiner Barmherzigkeit alles neu macht, daß Jesus Christus die Welt rettet und daß der Geist des Herrn Menschen auf neue, heilsame Wege führt. Entscheidend ist nicht die Schuld und die Verurteilung, entscheidend ist das gnädige Eingreifen des Herrn, der vergibt und erneuert. Das Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi wird als der Weg in die Welt, durch die Qualen des Lebens und auch durch den Fluch, als befreiend für andere Menschen verkündigt. Zwar ist diese Befreiung noch verborgen. In der Zukunft wird offenbar werden, was jetzt schon gilt. Das ganze Evangelium ist also nichts mehr und nichts weniger als eine Verheißung. Es hat nicht den Anspruch, die Welt und ihre Rätsel zu erklären. Ebensowenig ruft es auf, ein bestimmtes Programm zu verwirklichen. Es verspricht, daß in Christus alles schon anders geworden ist und daß das Offenbarwerden dieser Erneuerung nahe ist. Es ruft grundsätzlich auf zur Hoffnung auf die Zukunft. Durch den Verweis auf die Zukunft haftet dem Evangelium ein Atem des «noch nicht» an. Zum verheißenden Evangelium gehört auch, daß ein neuer Gehorsam, in Taten der Liebe, bei den Glaubenden wachsen wird wie Früchte an der Rebe des Weinstocks Christus. (122) Die Imperative und Aufforderungen zum Leben nach dem Evangelium sind nur die Vorderseite eines Geschehens, das vom Geist des Herrn selber gesteuert wird. Wird zum Gehorsam aufgerufen, so wird er gleichzeitig verheißt. Evangelium und Gesetz sind letztlich identisch. Nur vor-letztlich stehen sie in einer Spannung.

Nur eine klare Verkündigung von Gesetz und Evangelium kann echte Hoffnung wecken. Nur wenn das dunkelste Dunkel des Gesetzes und das hellste Licht des Evangeliums zusammen verkündigt werden, fühlen Menschen sich angesprochen. Durch den Ernst der Gesetzespredigt erfahren sie, daß sie in ihrer elenden Realität angesprochen werden. Durch die ungebrochene Freude des Evangeliums wird ihnen eine Perspektive sichtbar, die gleichzeitig unglaublich und befreiend ist.

(123) Sobald das Gleichgewicht zwischen Gesetz und Evangelium beeinträchtigt wird, erfahren die Predigthörer keine Befreiung mehr. Ihre Sehnsucht nach Erlösung wird enttäuscht. Das Gleichgewicht kann nach beiden Seiten gestört werden. Gesetz ohne Evangelium wird Gesetzlichkeit. Sie nimmt die Freude und Freiheit der Verkündigung nicht auf. Evangelium ohne Gesetz wird Unverbindlichkeit. Sie ist durch ihre unrealistische Art für das Leben im Alltag unbrauchbar.

#### **3.4.2 Verdrängtes Evangelium: Gesetzlichkeit**

Was geschieht in der Verkündigung, wenn der Prediger, wahrscheinlich ohne daß es ihm bewußt ist, die Freude und Freiheit des Evangeliums nicht (mehr) erlebt und ihnen nicht (mehr) Ausdruck verleiht? Der andere Pol wird Übergewicht bekommen. Das Gesetz wird überdimensioniert werden. Damit verändert sich ab er auch das Gesetz. Alles, was übertrieben wird, wird perversiert. Gesetz wird dann Pflicht. Statt Weisung und Gericht zu sein zerfällt das Gesetz zur Gesetzlichkeit. (124) Das Übermaß an Gesetz muß eben das verdrängte Evangelium kompensieren. Zugrunde liegt immer Angst; Angst vor dem befreienden, erfreuenden Evangelium. Das will man unterdrücken, weil es bedroht.

Die anklagende Funktion des Gesetzes, der usus elencticus, wird in solcher Verkündigung unwirksam. Nur wer die Befreiung des Evangeliums erfährt, wagt es, der Verurteilung, die im Gesetz liegt, Ausdruck zu geben. Sonst wird ein Prediger unbewußt versuchen, die Härte biblischer Aussagen abzumildern. Anklagende Gesetzespredigt will zeigen, aus welchem Elend Menschen befreit sind und befreit werden. Sie schaut in den Abgrund, aus dem wir gerettet sind.

(125) Wo die anklagende Funktion des Wortes verschwindet, taucht ab und zu eine Kritik auf an unserer Zeit. Hier wird Gesetzespredigt verwechselt mit moralistischer Empörung.

Bei den Zuhörern erreichen sie entweder Lust zum Widerspruch, altkluge Einstimmung oder verärgerte Langeweile. Solche Predigten gegen den Geist der Zeit sind selten originell, vielmehr wiederholen sie, was auch von vielen anderen Instanzen gesagt ist (Beispiel: Umweltverschmutzung).

Ohne klares Bewußtwerden der Verschuldung kann kein Mensch die Befreiung des Evangeliums ermessen und schätzen. Im Erleiden von Gottes Grimm merken wir erst recht, aus welchem Elend das Evangelium uns rettet. Ich glaube, daß wir diesen Grimm Gottes wieder neu entdecken müssen.

Die weisende Funktion des Gesetzes, der tertius usus legis, wird in der gesetzlichen Predigt zerrüttet. Hier liegt die schlimmste Entgleisung der Verkündigung in unseren Tagen. Sie ist schlimm nach zwei Seiten: Sie verzerrt die Verkündigung, und sie enttäuscht oder ärgert die Gottesdienstbesucher:

- «Ich muß, ich muß!» Das macht mich krank.
- Zu fest Aufruf, zu wenig Chance
- Diese Forderungen machen mich hilflos. Ich sehe schon ein, daß es gut wäre, so zu leben
- Ich lasse mich nicht moralisch belehren. Dafür ist das Leben zu kompliziert

(126) Als wichtigste Gefühlsreaktionen registriere ich Ärger und Hilflosigkeit. Der Ärger hat oft einen bitteren Ton, die Hilflosigkeit einen resignierten. Ohne das Evangelium bewirkt das Gesetz Auflehnung und Verurteilung. Ohne das Evangelium ist das Gesetz gesetzlich. Vom Zuhörer wird etwas verlangt, meistens das Unmögliche, und damit wird er allein gelassen. Jetzt soll er es tun. Die Predigt wird ihm nicht zur Begegnung mit dem Herrn, der ihn erlöst.

Die Grundhaltung der Verdrängung des Evangeliums und der Pervertierung des Gesetzes in Gesetzlichkeit zeigt sich theologisch in einer Reduktion des Werkes Christi zu einem Vorbild. Der Glaubende wird nur als Tätiger ernst genommen. Vergessen wird, daß das Evangelium eine Verheißung ist, daß im Evangelium eine Spannung zwischen dem vollbrachten Werk Christi und der eschatologischen Zukunft besteht. Statt dessen betrachten viele Prediger das Evangelium, oft ohne sich dessen bewußt zu sein, als ein gefestigtes System, mit dem wir nun arbeiten müssen: «Jesus ist fertig, jetzt sind wir dran». Nicht zufällig ist die Eschatologie fast aus den Predigten verschwunden. Die Hoffnung gilt nicht Christi Zukunft, sondern dem Handeln der Menschen. Der Indikativ der Versöhnung ist Gottes Werk, der Imperativ des Gebotes, meint man, ist nun unser Werk, statt Gottes Führung. Diese primitive Theologie wurzelt im unbewußten Widerstand gegen das befreiende Evangelium. Diese Abwehrhaltung führt zu feststellbaren Verfälschungen. Ein auffallendes und typisches Symptom ist der Gebrauch des Wortes «müssen». (127) In den alttestamentlichen Geboten und in den neutestamentlichen Paränesen kommt es nie vor. Die hebräische Sprache hat nicht einmal ein Äquivalent dafür. Im Neuen Testament begegnen wir *dei*, aber fast immer außerhalb der Paränese. Für die Weisung wird der Imperativ oder das Futurum benutzt. Der Unterschied im Ton ist schlagend, weil sich eine ganz andere Haltung manifestiert:

- |   |   |
|---|---|
| - Höret auf ihn! (Matth.17:5)                     | - Auf ihn müssen wir hören!                   |
| - Liebet eure Feinde! (Matth.5:44)                | - Wir müssen unsere Feinde lieben             |
| - Darum seid vollkommen (Matth.5:48)              | - Sie müssen vollkommen sein                  |
| - Liebe Gott und deinen Nächsten! (Matt.22:37,39) | - Wir müssen Gott und unseren Nächsten lieben |

Durch das Müssen wird die liebevolle Führung, die Einladung und das Selbstverständliche verdrängt von einer Forderung und einem Druck. Es wird damit gerechnet, daß Du anders willst. Hinter einem «muß»-Satz tönt unausgesprochen ein «sonst...!». Diese Drohung fehlt beim Imperativ. Das Müssen setzt eine Gewissensinstanz voraus, die der Vernunft des Glaubens zugänglich ist. Die Imperative machen die Verantwortung viel klarer: Christus oder der Apostel steht selber zum Imperativ. Damit gibt der Einladende und Aufrufende auch sich selber. (128) Es ist katastrophal für die Verkündigung, wenn Verheißung, die geschenkt wird, vertauscht wird mit Verpflichtung, die abverlangt wird. So wird das ganze Evangelium auf den Kopf gestellt. Das ist leider der Fall im übermäßigen Gebrauch der Worte sollen und müssen. Es gehört Mut dazu, ohne Forderung zu verkündigen. Es geht nur, wenn der Prediger das Evangelium als Verheißung versteht und dadurch für Gottes Werk in der Zukunft offen sein will.

### 3.4.3 Verdrängtes Gesetz: Unverbindlichkeit

(134) Ohne Geltungsanspruch wäre ein Gesetz kein Gesetz. Gerade dieser Anspruch macht das Gesetz unter Umständen unsympathisch. Abgemacht ist abgemacht, auch in Momenten, wo es weh tut oder wo es Anstrengung kostet, sich daran zu halten. In einer Rechtsordnung zu leben verlangt von den Beteiligten, daß sie Verantwortung tragen. Das «rechte» Leben muß ihr Ziel sein, ihr Bestreben, das Gesetz einzuhalten. In zweiter Instanz verlangt eine Rechtsordnung, daß auf Übertretungen mit Schuld und Buße, vom Gesetzgeber mit Vorbeugung, Strafe oder anderen wirksamen Maßnahmen reagiert wird.

Durch das Gesetz wird das Evangelium realistisch. Auf natürliche Weise passen die Realität Gottes und die Realität der Menschen nicht zusammen. Die Welt, das Fleisch leisten Widerstand, und das Evangelium ist ihnen ein Ärgernis oder eine Torheit.

Das Gesetz führt das Evangelium und die Realität des Menschen zusammen. Erstens weist es die Widerstände gegen das Evangelium genau auf, zweitens weist es Wege, wie das Evangelium die menschliche Realität verändert. Diese beiden Funktionen des Gesetzes, die aufdeckende (*usus elencticus*) und die weisende (*tertius usus legis*), sind für eine gute Predigt unerläßlich. Sie tragen zu ihrer positiven Wirkung bei, weil nun den Zuhörern zugestanden wird, daß sich vieles in ihnen gegen die Verkündigung wehrt. Es wird nicht nur das befreiende Evangelium verkündigt, sondern es werden auch die ganz natürlichen Reaktionen der Menschen genannt und gezeigt: daß wir eben Mühe haben, an einen Gott zu glauben, der total verborgen ist; daß es uns Mühe macht, von Verheißungen zu leben; uns einem anderen als uns selber anzuvertrauen; daß das Maß an Schrecken und Ungerechtigkeit uns eher zu Schicksalsangst als zum Vertrauen in Christus führt. (135) Andererseits werden in einer rechten Predigt, neben den Widerständen, auch begehbare Wege für das Leben mit dem Evangelium gezeigt, wie sie die alttestamentlichen Gebote und die neutestamentliche Paränese vielfältig zum Ausdruck bringen.

Rechte Gesetzespredigt wird den Zuhörern die Verbindlichkeit des Lebens mit Gott vor Augen führen. Gefühle, die für den Glauben wesentlich sind, werden dabei geweckt. Die Hörer werden beeindruckt sein von den gewaltigen Widerständen, in ihnen und um sie, gegen das befreiende Wort des Evangeliums. Ihnen wird neu bewußt werden, wie sehr sie geistigen Kräften ausgeliefert sind. Sie werden traurig sein unter ihrem Versagen, demütig im Blick auf das, was sie in ihrem Leben geleistet haben. Sie werden klagen über verlorene Chancen, über ein Leben in Blindheit und Ungerechtigkeit. Aber auch der herzliche Wille zum neuen Gehorsam, die klare Bereitschaft zur Treue wird neu in ihnen wachsen. Und Dankbarkeit für all das, was in kleinen Ansätzen in Gang gekommen ist und kommt. Und verlangen, daß Gott sein Werk vollendet, daß der Widerstand zum Verschwinden gebracht wird.

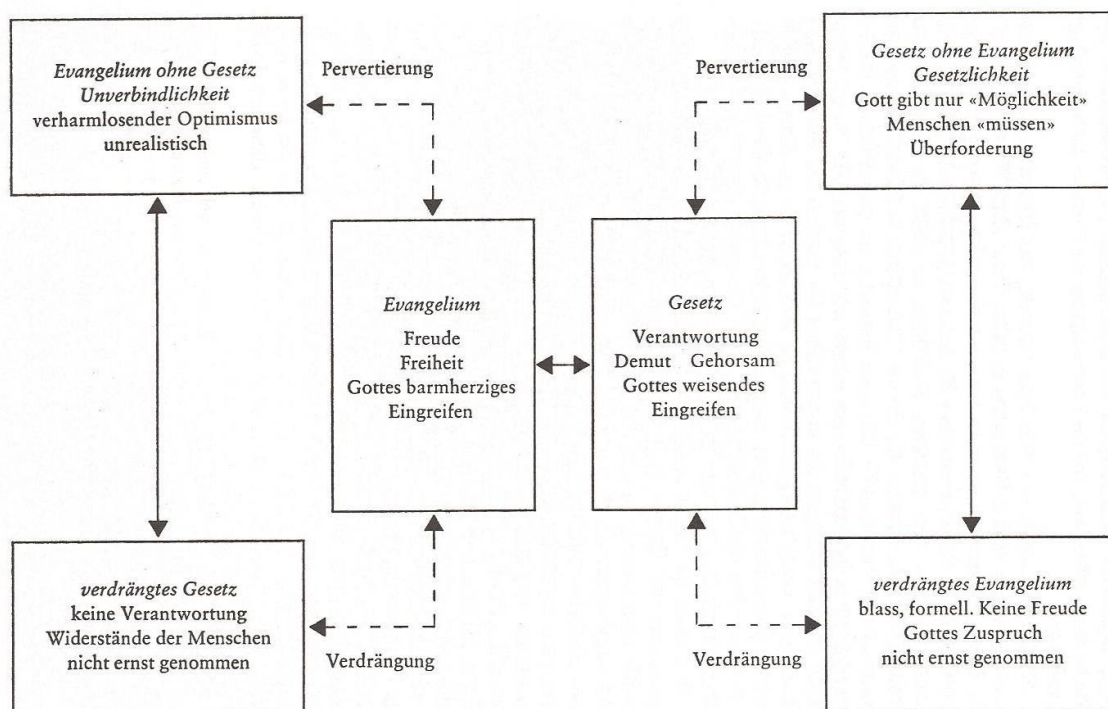
Die unsympathischen Aspekte des Gesetzes, seine Gültigkeit, seine Strenge, aber auch die Konsequenzen für die Menschen, die Verantwortung, die Schuld, die Strafe können den Prediger abschrecken. Wie steht es bei ihm um die Verantwortung? Ist er bereit und fähig, seine Aufgaben im Leben wahrzunehmen? Wie reagiert er selber auf Ansprüche, die an ihn herankommen? Hat er diese fundamentalen Probleme des Lebens einigermaßen bewältigt, oder wird er für sich selber Gründe haben, die ihn zur Abwehr des Gesetzes führen? Bewußt oder unbewußt wird er sich dann sagen, daß er nicht das Gesetz predigen will. Damit zerrißt er dann das Gleichgewicht zwischen Evangelium und Gesetz. Dann fehlt die Verbindlichkeit des Evangeliums. Damit fällt alles dahin, was die rechte Gesetzespredigt zu bewirken vermag: Demut, Wille zum Gehorsam, Verlangen, daß Gott sein Werk vollendet. Ein unrealistisches Evangelium bleibt übrig. Eine christliche Gemeinde akzeptiert das nicht.

(136) Ohne das Gesetz ist das Evangelium kein Evangelium mehr. Letzten Endes wird ein Optimismus daraus, der die Wirklichkeit verharmlost. Für ihre Sehnsucht nach Erlösung finden die Gottesdienstbesucher keinen Frieden. Wenn alles schon in Ordnung ist, hat die Sehnsucht keinen Grund mehr. Die Zuhörer fühlen sich in ihrer Sehnsucht nach Erlösung alleingelassen.

Es scheint kompliziert. Gesetzlichkeit stößt allgemein auf Ablehnung. Aber wenn das Gesetz fehlt, beklagen sich die Zuhörer auch. Hier wird eben die Wichtigkeit des Gleichgewichtes zwischen Evangelium und Gesetz, die Polarität von Gnade und Gericht sichtbar. Gesetz und Gesetzlichkeit sind verschiedene Größen. Die Gemeinde verlangt Gesetz, im rechten Spannungsverhältnis zum Evangelium, aber keine Gesetzlichkeit. Sie wehrt sich auch, wenn die Prediger es ihnen zu einfach machen. Nur noch Evangelium ist nicht mehr Evangelium, sondern Unverbindlichkeit. Darin liegt kein Trost und keine Zuverlässigkeit. Die Gottesdienstbesucher erwarten, daß sie auf ihre Verantwortung angesprochen werden, ob das nun schmerzlich ist oder nicht. Der Prediger, der schonen will, enttäuscht.

(138) Es hilft keinem Gottesdienstbesucher, wenn der Prediger über seine Schuld und damit über seine Verbindlichkeit, Gott und Menschen gegenüber, hinwegblickt. Gnade ist zwar grundsätzlich billig, aber nicht unverbindlich. Erst wenn die Verantwortlichkeit der Menschen für ihr Verhalten ernst genommen wird, finden wir Zugang zu ihren wirklichen Schmerzen.

(139) Dem Prediger, der selber seine Verantwortung tragen will und kann und gleichzeitig die Freude und Freiheit des Evangeliums kennt, wird es gelingen, ohne zu moralisieren die Mißverhältnisse im menschlichen Leben zu sehen und sie in seiner Predigt zu nennen. Er wird etwas von den Finsternissen des menschlichen Herzens ergründen und die Tücken und Künste aufdecken, die Menschen handhaben um Gott, sich selber und einander zu betrügen. Er wird es wagen, offen hineinzublicken in die Abgründe, aus denen Gott uns erlöst. Auf diese Art macht er Ernst damit, daß das Evangelium nicht über dem Leben schwebt, sondern in die dunkle Welt gekommen ist.



## 4 Die Dimension des Erkennens

(140) Wenn Gottesdienstbesucher sagen, daß sie sich angesprochen gefühlt haben, müssen wir das noch in einer dritten Dimension verstehen. Wenn im Gottesdienst nur den ersten zwei Dimensionen Genüge getan wird, also wenn Vertrauen geweckt und die klare Botschaft des Evangeliums verkündigt wurde, fehlt noch ein entscheidendes Element, das zum Angesprochensein gehört. Es wird in den folgenden Hörerreaktionen sichtbar.

- Er war mir zu sicher über Gott und Jenseits
- Schade, daß er so rasch von den Schwierigkeiten weggegangen ist
- Mein Unglaube wurde nicht berücksichtigt
- Die Lösung am Schluß war mir zu harmlos
- Die Widerstände in mir hat er nicht ernst genommen

In diesen Aussagen wird sichtbar, daß die Zuhörer grundsätzlich Widerstände haben, das im Gottesdienst Gebotene zu verstehen und anzunehmen. Sie hoffen aber, daß diese Schwierigkeiten überwunden werden, und sie sind froh und fühlen sich angesprochen, wenn das der Fall ist. Wenn das nicht geschieht, finden die Zuhörer eine Predigt zu harmlos, weil sie sich in ihren Fragen und Widerständen nicht genügend ernst genommen fühlen. Das Harmlose bezieht sich jetzt weniger, wie in der Dimension der Befreiung, darauf, daß der Prediger die Dunkelheiten des Lebens nicht mit einbezieht, sondern darauf, daß er die Bereitschaft und Fähigkeit, die verkündigte Botschaft anzunehmen, bei den Hörern einfach voraussetzt. Die Gottesdienstteilnehmer wollen überzeugt werden, ihre Gegenstimmen sollen zum Schweigen gebracht werden. (141) Die Zuhörer wollen überzeugt werden. Dann müssen die Aussagen des Predigers aber klar sein, so daß die Zuhörer einen Aufbau und ein Ergebnis entdecken.

Einerseits erwartet der Gottesdienstbesucher das Evangelium, er weiß sozusagen, was ihm in der Kirche geboten wird. Andererseits wehrt er sich gegen die Verkündigung, aber nicht damit er Recht bekommt, sondern damit er in seinen Widerständen überwunden wird. Er stellt in Frage, mit der Absicht, vom Prediger überzeugt zu werden. Dieses Spiel scheint mir sehr ernst zu sein. Es entsteht aus den Schmerzen, die nur der Glaubende kennt, den Schmerzen der Anfechtung.

Ein Gottesdienst, eine Predigt, die sich nicht an angefochtene Herzen richtet, spricht die Zuhörer nicht an. In dem Maße, wie die Gemeinde sich mit ihrem Zweifeln ernst genommen fühlt und darüber hinweggeführt wird, fühlt sie sich angesprochen.

Ich betrachte das Geschehen des Gottesdienstes und der Predigt in diesem Kapitel gemäß der Dimension des Erkennens, der Einsicht. Die Gottesdienstbesucher wollen überzeugt werden, verstehen und damit eine gewisse Sicherheit gewinnen. Es handelt sich dabei nur um eine Dimension. Ohne den anderen Dimensionen gerecht zu werden, also ohne Vertrauen zu wecken und ohne die Botschaft des Evangeliums zu verkündigen, wird der Prediger nicht ansprechen. Mehr als in den anderen Dimensionen, in denen es mehr um Fühlen und Hören ging, handelt es sich in der Dimension des Erkennens um Verstehen.

### 4.1 Die Anfechtung des Glaubens

Wenn wir glauben, befassen wir uns mit ungesehenen Dingen (Hebr.11,1). Was uns existentiell wichtig ist, steht ungesichert da. Glaube bezieht sich auf die Grundlage unseres Lebens und verbindet sich mit dem Ur-Vertrauen, unserem tiefsten Gefühl, aber unsere Sinne, die uns sonst als zuverlässige Realitätsbeobachter dienen, sind bei der Beschäftigung mit dem Ungesehenen total ausgeschaltet: (142) Kein Sehen, kein unmittelbares Hören, nichts. Für unser Erleben bedeutet das einen dramatischen Zwiespalt. Wo alles, wo unser Heil, auf dem Spiel steht, ist zur gleichen Zeit nichts durch Wahrnehmung gesichert. Eigentlich wissen wir nicht, was wir sagen, wenn wir Christus bekennen. Das ergibt eine Spannung zwischen Glauben und Nichtglauben, die menschlich betrachtet aussichtslos ist. Die geglaubte Wirklichkeit Gottes wird vom Erleben des Alltags dauernd in Frage gestellt. Der Glaube wird «mundtot gemacht durch die Sprache der Tatsachen» (Ernst Lange).

An Gott selber, an seiner letzten Zuversicht, kann der glaubende Mensch immer wieder zweifeln. Nichts hindert ihn, ständig die Zuverlässigkeit Gottes oder seine wirkende Existenz überhaupt in Frage zu stellen. Aber auch seiner selbst als Glaubender ist er nie sicher. Die prüfende Frage, ob sein Glauben richtig ist und existentielle Bedeutung für ihn hat, kann er nie endgültig beantworten. Denn alles Glauben steht in Zusammenhang mit Ungesehenem. Damit ist es grundsätzlich von der Wahrnehmung und damit vom Erleben her angefochten. Das unmittelbare Empfinden ist ein Angriff auf das Glauben. Diese Anfechtung ist eine Eigenschaft des Glaubens. Sie kann nicht als Zeichen verschwundenen Glaubens verstanden werden, im Gegenteil. Sie ist wie der Schatten dem Licht untrennbar verbunden.

Das Erleben eines glaubenden Menschen steht also in einer dauernden Spannung zwischen Gewißheit und Ungewißheit. Die Gewißheit wird oft als vollkommen erlebt, weil sie sich mit dem tiefsten Gefühl des Vertrauens verbindet. Die Ungewißheit kann genauso vollkommen erlebt werden als niedergeschlagenes Gefühl von Leere und zerbrochener Illusion. Für glaubende Menschen sind die beiden Pole dieser Spannung grundsätzlich erlebbar und zur Verfügung. Die Erinnerung sagt ihnen, wieviel heilsame Ermutigung und Freude für sie im Glauben, bei Gott und Jesus Christus liegen kann. Das unmittelbare Erleben des Alltags aber, des Leides und der Absurdität ermöglicht ihnen jederzeit den Zugang zu Ungewißheit und Leere. «Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen» (2.Kor.5,7). Die ungebrochene Gewißheit steht noch aus. (143) Wenn Menschen eine Predigt hören, verlagert sich ihr Erleben am Anfang unbewußt in Richtung Unsicherheit. Sie heben die eine Seite der Ambivalenz, in der sie grundsätzlich stehen, hervor. Jetzt hoffen sie aber, daß die Predigt sie neu überzeugt, daß sie wieder von der Verunsicherung weggeführt und der Glaubensgewißheit entgegengeführt werden. Sie haben das Bedürfnis, den Rhythmus wieder zu erleben, besonders das Einatmen, das Erfülltwerden und Oberzeugtwerden.

#### 4.2 Nur Evidenz überzeugt

(145) Die Zuhörer erwarten von einem Prediger, daß er sie von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt. Das haben sie schon früher erlebt, darauf warten sie auch heute wieder. Wie kann der Prediger die Predigthörer jemals überzeugen? Die Schwierigkeit ist, daß Überzeugtwerden für einen Lebensbereich verlangt wird, in dem logische Argumente kaum einen Wert haben. Die Wahrheit, die die Gottesdienstbesucher wieder kennenlernen wollen, ist nicht eine objektive, sondern eine existentielle Wahrheit, die Betroffenheit und Beteiligung auslöst, nicht eine kühle Feststellung. Es ist eine Wahrheit, die Geborgenheit gibt. Die kognitiven Komponenten dieser Wahrheit kann nur die theoretische Betrachtung selbständig unterscheiden, im Akt des Überzeugtwerdens ist die emotionale Wirkung der Vertrauenserneuerung mit dem kognitiven Verstehen untrennbar verbunden. Überzeugtwerden ist hier also ein ganzheitliches Erleben, nicht nur ein intellektuelles Begreifen. Erleben verlangt mehr als logische Argumente und Erklärungen. Erleben verlangt Wahrnehmung. Liebe und Vertrauen werden nicht durch Beteuerungen, sondern nur durch spürbare, tastbare oder sichtbare Herzlichkeit geweckt.

(146) Im Gottesdienst wird diese Art von Überzeugtwerden nun ausgerechnet im Zusammenhang mit dem Ungesehenen, Ungehörten verlangt. Wo die menschlichen Sinne nichts zu suchen haben, wird ein Erlebensvorgang verlangt, der nur als Reaktion auf Sinneswahrnehmung entstehen kann. Einfach gesagt heißt das, daß man das Ungesehene *sehen* will.

Nur auf eine einzige Weise kann der Prediger den Zuhörern dieses Von-neuem-überzeugt-Werden zuteil werden lassen: wenn er Evidenz weckt. Evidenz ist ein Geschehen. Evidenz überzeugt, aber ohne prüfbare Beweise. Evidenz bewirkt eine innere Gewißheit, die unerschütterlich ist. Für den Überzeugten ist die evidente Sache axiomatisch gültig. Evidenz hat die überzeugende Kraft des Tageslichtes, das uns die Dinge sichtbar und damit real macht. Sie begleitet normalerweise die empfindsame Tätigkeit unserer Sinne, sie kann aber auch im Bereich des Ungesehenen wirksam werden. Voraussetzung ist aber, daß das Ungesehene «gesehen», anschaulich wird. Nur anschauliche Rede kann diese Evidenz wecken. Logische Argumentation erreicht nur unser diskursives Denken. Die Wahrheit wird in kleinen Fragmenten erfaßt, analysiert und dadurch abgekühlt. Das ist zu wenig für die Entstehung eines Erlebens. Anschauliche Rede aber berührt mehr als die kognitive Ebene unseres Verstehens, sie erreicht die unterbewußte Schicht des inneren Schauens, wo wir die Wahrheit als Ganzes erfassen können. In der Evidenz geschieht eben das scheinbar Unmögliche, daß das Ungesehene gesehen wird. Dieser Vorgang ist immer beeindruckend, er löst Betroffenheit aus. Menschen begegnen der Wahrheit ihres Lebens. Wenn sie sich öffnet, kann der Empfänger, der Schauende, nicht kühl bleiben. Er ist an den Wurzeln getroffen. Sein ganzes Leben ist dabei beteiligt: fühlen, denken und inneres Sehen und auch der Wille.

(147) Dieses Erkennen schafft grundsätzlich persönliche Verbundenheit. Deshalb ist die Freiwilligkeit, das Selberwollen, das Be-Kennen nötig. Die Begegnung, um die es im Evidenzerleben im Gottesdienst, im besonderen beim Zuhören der Predigt geht, ist der Zusammenstoß zwischen Glaube und Anfechtung, zwischen Botschaft und Unglaube. Aus dieser Begegnung wird die evidente Erkenntnis geboren. Das Erkennen steht also in direkter Verbindung mit der Anfechtung. Es ist das Aufatmen nach dem Bangen in der Unsicherheit. Wenn nur das Wort der Befreiung an die angefochtenen Menschen kommt, atmen sie noch nicht auf, es tönt ihnen zu harmlos. Wenn die Verkündigung aber mitten in der Anfechtung eine evidente Einsicht weckt, kommt es zum «Aha, ist das so!», dem Aufatmen, der neuen Gewißheit.

(148) Ohne die Auseinandersetzung mit der Anfechtung ist das Erkennen nicht evident, es trifft aber nicht im Herzen. Erst die Gegenüberstellung zum Problem, die Begegnung mit der Anfechtung, weckt die Dynamik der Evidenz. Die Gottesdienstbesucher verlangen danach, mit Evidenz überzeugt zu werden. Menschen sehnen sich danach, unmittelbar ergriffen zu werden und ihre Widerstände einer überführenden Überzeugungskraft preiszugeben. Zu dieser Hingabe und Ergebung sind sie so gerne bereit, daß sie enttäuscht sind, wenn ihnen dazu die Gelegenheit nicht geboten wird.

(149) Alle konkrete Methodik verfehlt ihre Wirkung, wenn der Prediger selber nicht ergriffen ist. Evidenz kann nur der wecken, der selber der Wahrheit begegnet ist. Nicht der Sinngehalt seiner Sätze allein wird die Gottesdienstteilnehmer überzeugen. Er selber ist gefordert. Nicht die exegetische oder dogmatische Richtigkeit seiner Behauptungen, sondern seine eigene lebendige Beziehung zum Glaubensgeheimnis hat überzeugende Kraft. Und auch dann sind noch zwei Personen nötig, bevor es zum Überzeugtsein des Zuhörers kommt. Der Herr selber! Wenn er nicht wirkt, hilfr alles nichts. Und: der Zuhörer. Ob er das, was auf ihn zukommt, bejaht, steht nicht in der Hand des Predigers. Nur sollen diese Feststellungen über die für den Prediger nicht verfügbaren Kräfte ihn nicht dazu führen, seine eigene Arbeit zu vernachlässigen. Seine Arbeit ist, menschlich einzusetzen, was er kann.

#### 4.3 Der Prediger als fragender Zuhörer

Die Erwartung der Hörer, von der Predigt neu überzeugt zu werden, verlangt vom Prediger, daß er sich in die Fragen seiner Zuhörer einführt. Er soll selber der erste Fragende sein, während er predigt. Die Zuhörer müssen sich selber und ihre Anfechtung im Prediger wiederfinden können, damit die Erkenntnis, die die Predigt bietet, sie wirklich treffen kann. Die Funktion des Predigers ist damit, die Zuhörer zu vertreten. Auf welche Weise soll der Prediger die Fragen der Anfechtung in seine Predigt integrieren? Soll er mit Fragen anfangen? Mit den Fragen und Problemen des Lebens anzufangen führt selten zu einem befriedigenden Ergebnis. Ziemlich viele Predigten sind nach dem Modell Frage-Antwort aufgebaut. Am Anfang wird eine menschliche Lebenssituation geschildert, die zu einer dringenden Frage führt. (150) Dann folgt der Versuch, auf diese Frage aus dem Evangelium eine Antwort zu geben.

Auffällig ist, daß Predigten nach diesem Modell bei vielen Zuhörern die gleiche Reaktion hervorrufen: Frustration. Erklärbar wird das durch die Tatsache, daß der Prediger meistens die Fähigkeit hat, den ersten Teil seiner Predigt nach diesem Modell eindrucksvoll zu gestalten, aber im zweiten Teil versagt.

Menschliche Not wird zuerst in packenden, manchmal erschütternden Bildern geschildert, oft dadurch, daß eine kurz zuvor passierte Katastrophe in Erinnerung gerufen wird. Gefühle von Erschütterung und Angst werden dadurch bei den Hörern wieder belebt und verstärkt. Das hat natürlich zur Folge, daß ein großes Interesse geweckt wird, wie der Prediger mit diesen Dingen fertig werde. Die Sinnfrage, das sprachlose Entsetzen über das Walten des Schicksals - sie warten auf eine Antwort, eine Lösung und eine Perspektive. Der Prediger verspricht das auch, schon dadurch, daß er diese Themen aufnimmt und diese Gefühle weckt. Aber der zweite Teil solcher Predigten ist fast immer merkwürdig blaß. Bei der Auswertung sagen viele Zuhörer, daß sie nicht mehr genau wissen, was der Prediger da gesagt hat. Es zeigt sich, daß die Predigt die packende Klarheit vom Anfang für vage Andeutungen, formelhafte Sätze am Schluß eingetauscht hat. Dadurch fühlen sich die Zuhörer frustriert. Wunden, die für alle Menschen schmerzlich sind, wurden aufgerissen. Mehrere Zuhörer sagen nachträglich, daß sie verwundert waren, daß die Predigt schon zu Ende war. Sie warteten noch auf die implizit versprochene Lösung. Der Prediger hat vielleicht schon irgendeine Lösung, im Sinne eine Hoffnung, eine Perspektive angedeutet. Aber die Zuhörer merkten es nicht oder kaum. Ein evidentes Erkennen ist nicht entstanden.

Der Grund der nach solchen Predigten auftretenden Frustration bei den Zuhörern scheint mir zu sein, daß das Modell Frage-Antwort der Struktur des Evangeliums nicht gerecht wird. (151) Es übersieht, daß die biblische Botschaft nicht eine Antwort auf menschliche Fragen ist. Das hat zur Folge, daß der, der bei den Fragen des menschlichen Selbstverständnisses anfängt, nie bei der biblischen Botschaft landen wird. Die Antworten sind notwendigerweise blaß und blutleer, weil von den Fragen des Menschen her kein Weg zum Evangelium führt.

Das Anliegen der Prediger, die dieses Modell benutzen, dürfte schon legitim sein: die Gemeinde bei ihrer wirklichen Situation abzuholen. Die Prediger haben offenbar etwas davon verstanden, daß es Fragen gibt, die die kirchliche Verkündigung nicht einfach überspringen darf. Ganz tapfer fangen sie mit den Schwierigkeiten des Lebens und des Verstehens an. Sie hoffen damit, die Menschen dort abzuholen, wo sie sich in Wirklichkeit befinden - in einem erschütterten, aufgeschreckten Lebensbewußtsein. Die Prediger aber übersehen die Situation des Gottesdienstes, in die sich die Zuhörer freiwillig begeben haben. Die Gottesdienstbesucher befinden sich nicht ohne weiteres in der Situation des fragenden Menschen, der mit dem Schicksal nicht fertig wird. Natürlich haben sie diese Fragen. Aber andererseits sind sie doch in die Kirche gekommen, sie suchen bereitwillig die christliche Tradition und die biblische Verkündigung. Auch das gehört zu ihrer Disposition. Das darf der Prediger am Anfang seiner Predigt nicht einfach ausklammern, als ob er die Zuhörer aus Ecken holen müßte, in denen sie sich gar nicht befinden. Der Prediger darf ruhig bei der Verkündigung anfangen.

Er macht noch einen größeren Fehler. Es gibt zwei verschiedene Arten von Lebensfragen. Es gibt die Fragen, die direkt aus der Erfahrung des Lebens, des Leidens, der Schmerzen des Daseins, erwachsen. Ich nenne sie die religiös-weltanschaulichen Fragen: der Sinn des Leidens; das Leiden an der Vergänglichkeit; das Unsichtbarsein einer liebevollen, guten Führung; die Frage, ob es einen Gott gibt, und so weiter. Es gibt auch die Fragen der Anfechtung. Aber das sind andere Fragen! Sie entstehen im gleichen Bereich der unmittelbaren Lebenserfahrung, aber sie sind durch die Verkündigung geweckt. Die Anfechtung gehört zum Glauben. Sie geht ihm nicht voran, sie begleitet ihn. Diese Fragen der Anfechtung kann ein Prediger sinnvoll aufnehmen und unter Umständen sogar beantworten. Für die Beantwortung der religiös-weltanschaulichen Fragen ist die christliche Verkündigung nicht geeignet. Sie ruft die Herrschaft Gottes in Christus aus. (152) Das ist etwas anderes als Fragen beantworten. Wenn man trotzdem Antworten sucht, können sie höchstens halb gelingen. Und die Zuhörer sind frustriert.

Soll die kirchliche Verkündigung sich denn gar nicht mit diesen menschlichen Ur-Fragen einlassen? Doch, aber nur indirekt. Denn wenn man mit der Verkündigung anfängt, weckt man auch Fragen, eben die Fragen der Anfechtung. Diese Fragen sind zwar mit den weltanschaulichen Fragen verwandt, aber sie stehen im Unterschied zu diesen zur Verkündigung in einer direkten Beziehung. Sie entzünden sich an der Verkündigung. Wenn auf diese Fragen der Anfechtung eingegangen wird, verblassen die anderen, weltanschaulichen Fragen. Menschen sind dann weniger daran interessiert, daß diese Fragen beantwortet werden, weil ihnen eine ganz andere Ebene aufgegangen ist, durch die Begegnung mit dem Herrn. In der Begegnung mit Jesus Christus sind die religiös-weltanschaulichen Fragen weniger dringend. Erstens weil eine Beziehung zustandekommt, zweitens weil in dieser Beziehung die gleichen Schmerzen, die sonst zu den weltanschaulichen Fragen und religiösen Antworten geführt haben, auf eine neue Weise integriert werden.

(153) Ich führe eine Predigt an, die die Schmerzen des Leidens und der Absurdität aufnahm, aber im Rahmen der Anfechtung, nicht als theoretisches Problem. Text war Mt. 5,4: «Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.» Die Predigt fing an mit der Darstellung des Unterschiedes zwischen «glücklich» und «selig». Seligkeit wurde mit Hoffnung verbunden. Durch die Tat Gottes in Jesus Christus, hieß es, sind die Menschen zum Heil bestimmt und nicht sich selber oder einem Unheil überlassen. Das ergibt nicht ein glückliches Leben ohne Leid, sondern ein seliges, hoffnungsvolles Leben, durch die Verheißung Gottes. Erst dann kamen die Fragen der Anfechtung:

Ach, hör doch auf Was heißt dieses «selig», was heißt diese Hoffnung bei dem alten Mann, dem diese Woche die Beine amputiert werden müssen, und bei einem Menschen, der keinen Frieden für seine Sehnsucht findet?  
Ist es nicht alles frommer Blabla?

Viel aggressiver als in einen theoretischen Einleitung kamen hier die aus schmerzlicher Lebenserfahrung gewachsene, jetzt an der Verkündigung sich entzündenden Fragen hervor. Die Fragen entwickelten sich zu Anklagen und ungeduldigen Sehnsuchtsäußerungen. Das scheint mir damit im Zusammenhang zu stehen, daß die Fragen ein klares Gegenüber haben: den Text, den trostverheißenden Christus. Die Predigt ließ die Fragen auch stehen. Sie wurden einfach der Verheißung gegenübergestellt.



(154) Ein solches indirektes Angehen der menschlichen Fragen ist verheißungsvoller und theologisch besser vertretbar als das Modell Frage-Antwort! Erstens ist der Zuhörer tiefer angesprochen, wenn seine Fragen indirekt, also an einem Gegenüber offenbar werden. Besonders die aggressiven Gefühle werden aus ihrem anständigen Schlummer geweckt und in der Auseinandersetzung mit Gott gebracht. Direktes Aufnehmen der Fragen führt fast unweigerlich zu theoretischer weltanschaulicher Problematik. Nur virtuosen Predigern gelingt es, nachher die biblische Botschaft so zu formulieren, daß sie nicht neben dem eindrucksvoll geschilderten Elend verschwindet. Zweitens ist das Evangelium selber schon eine Auseinandersetzung mit den Menschen. Es ist gar nicht nötig, ja verwirrend und verschleiern, wenn die Predigt zuerst Fragen formuliert, worauf das Evangelium dann die Antwort geben muß.

Die Prediger soll die Fähigkeit haben, die Anfechtung des Glaubens im Gottesdienst zu integrieren. Seine Autorität baut er damit auf, daß er die Fragen und Zweifel der Gottesdienstbesucher anschaulich darzustellen versteht. Erst dann wird es ihm gelingen, evidentes Erkennen weiterzugeben. (155) Er braucht diese Autorität. Es wird den Zuhörern erleichtert, sich von der Predigt ansprechen zu lassen, wenn sie merken, daß der Prediger angefochtenes Leben und Glauben kennt. Wie könnte der Prediger sich auf diesen Aspekt seiner Autorität vorbereiten? Um die Anfechtung kennenzulernen, muß er einfach leben und Erfahrungen mit dem christlichen Glauben machen. Die Zuhörer erwarten, daß ihre Anfechtung in der Predigt integriert ist, aber auch, daß sie überwunden wird. Eine Frage muß nicht unbedingt eine Antwort finden, aber ein Weg, auf dem man mit der Frage leben kann, muß sichtbar werden.

#### 4.4 Anschauliche Rede

(156) Soweit eine Predigt anschaulich ist, wird das immer positiv vermerkt. Die Hörer fühlen sich angesprochen, wenn der Prediger ein packendes Bild malt oder wenn er erzählt. (157) Nun, es ist schon seit Jahrhunderten bekannt, daß die hörende Gemeinde die Ohren spitzt, sobald der Pfarrer etwas erzählt. Das wurde oft als Sensationslust abgetan, mit der bedauernden Feststellung, daß die Leute bis auf die Erzählung die ganze Predigt vergäßen. Erstaunlicherweise reagieren aber auch die gelehrten Zuhörer genauso wie die einfachen Menschen. Es handelt sich nicht um Sensation. Was positiv wirkt, ist die Reizung des Vorstellungsvermögens. Im Gegensatz zum Begrifflichen bewirkt das Anschauliche, daß der Hörer selber aktiv wird. Begriffe sind fertig, der Hörer muß sie zur Kenntnis nehmen. Er muß dabei nur denken, abstrakt denken. Wenn der Prediger erzählt, formt der Hörer die Gestalten der Leute, das Aussehen der Ereignisse größtenteils selber. Jetzt kann er etwas erleben.

Die Sache betrifft das zentrale Problem, welcher Art die Wahrheit ist, die verkündigt wird. Das Bild und die Erzählung sind der christlichen Verkündigung unmittelbar angemessen, Begriffe nicht.

Diese Entdeckung führte dazu, von der Notwendigkeit einer «narrativen Theologie» zu reden, wobei das Narrative das Argumentative nicht verdrängen, sondern ergänzen soll. J.B. Metz (*Kleine Apologie des Erzählens*) weist darauf hin, daß das Erzählen nicht nur für die Verkündigung, sondern auch für die systematische Theologie unerlässlich ist. Die Theologie hat «narrative Tiefenstruktur».

Der Prediger verkündigt das Reich Gottes in dieser Welt, obwohl es nicht von dieser Welt ist (Jh.18,36). Die Herrschaft Gottes läßt sich nicht fassen, nicht definieren und nicht sichtbar machen. Für unsere Sinne gehört sie nicht zur Welt. Gott und sein Reich sind nicht vorfindlich. Darum entsteht die Anfechtung in jedem, der an diesen Gott glaubt. Die Verkündigung durchschreitet die Anfechtung, wenn sie überzeugt. Im Evidenzerleben gelingt das. Die Evidenz kann aber nicht mit Argumenten hergestellt werden, wie bei allem Vorfindlichen. Zu beweisen gibt es hier nichts. Das Evidenzerleben teilt mit dem Beweis die überzeugende Kraft, es ist vom Beweis durch die Unmöglichkeit der Sinnenkontrolle unterschieden. An der Stelle der Kontrolle steht ein subjektives Erleben, ein inneres Schauen.

Die anschauliche Rede von Gott kann genau das leisten, was zu diesem subjektiven Evidenzerleben nötig ist. Sie zeichnet ein Bild, ein Bild aus dieser Welt: «Vater», «Freund», «Verborgener». Im subjektiven Evidenzerleben wird dieses Bild durchsichtig. Das Bild ist ganz klar in seinem buchstäblichen Sinn. Nun ist aber in der Predigt nicht nur der buchstäbliche Sinn gemeint. Er wird übertragen, in den angeführten konkreten Fällen auf Gott.

(158) Die anschauliche Rede gilt nicht buchstäblich. Sie ermöglicht den Spielraum der eigenen Vorstellungen, sie aktiviert das innere Schauen. Die Plastik der Sprache schafft ein Feld, das sich für den Hörer ausweitet bis weit über die Grenzen der Bilder hinaus. Das innere Schauen braucht diese Ausdehnung. Das Ungesehene wird gesehen. Mit einer Hand hält der Hörer sich noch fest am Faßbaren, am Bild, mit der anderen wagt er sich ins Unfaßbare. Nur auf diesem Weg können Menschen existentielle Wahrheit erleben. Es ist ein Sehen, wo es nichts zu sehen gibt. Eine Beziehung kommt zustande zu dem Gott, den es «nicht gibt». Menschen werden dabei nicht rational überzeugt, sondern existentiell betroffen. Auch eine «unwahre» Erzählung kann diese Betroffenheit auslösen. Faktizität ist keine Bedingung.

##### 4.4.1 Erzählen

(159) Es gibt zwei Hauptformen anschaulicher Rede: die Erzählung und das Bild. Wer Gruppen von Kindern Geschichten erzählt hat, kennt das Phänomen: Sie hören betroffen zu, genau bis zum Endpunkt der Geschichte. Wenn der Erzähler noch etwas hinzufügen will, etwas Zusammenfassendes, eine Lehre oder eine Mahnung, wird es plötzlich unruhig. Stühle werden verschoben, Köpfe umgedreht. Für das Wichtigste ist kein Interesse mehr da. Kinder sind unübertroffen die besten Lehrer der Rhetorik, weil sie noch zu unmittelbarer körperlicher Rückmeldung fähig sind. Sobald eine Rede Langeweile bei ihnen erzeugt, bricht der Bann der Betroffenheit offenkundig. Erwachsene reagieren nur äußerlich anders. Sie hören scheinbar weiter zu, aber innerlich sind sie nicht mehr engagiert. Kinder machen repräsentativ für die Menschheit klar, daß Erzählen Spannung und Betroffenheit auslöst und daß Menschen nachher im allgemeinen nicht mehr an etwas anderem interessiert sind.

(160) Durch eine gute Erzählung wird mehr als die Vorstellungskraft geweckt. Die Hörer erkennen ihr eigenes Leben in der Geschichte wieder, ihre Freude und ihren Schmerz, ihre Enttäuschung und ihre Hoffnung. Ohne daß es ihnen klar bewußt ist, fühlen sie sich in die geschilderte Situation, in die Menschen der Erzählung hinein. Es findet eine gewisse Identifikation statt zwischen dem Hörer und der in der Predigt dargestellten Person oder Situation. Das ist die eigentliche Macht der Erzählung. Ohne daß vom Hörer direkt geredet wird, hört er die Predigt, als ob sie über und für ihn persönlich gemeint wäre: projektive Identifizierung (Ernst Lerle). (161) Der Hörer projiziert eigene Erlebnisse in die Erzählung hinein. Das geschieht, wenn er sich selber z.B. in Abraham wiedererkennt. Er erlebt auch etwas von Abraham. Das ist eine Identifikation. Er kann die geschilderten Ereignisse einführend nacherleben.

Durch diese gewisse Projektion und Identifikation durchdringt der Zuhörer die Predigt mit «personalem Gehalt» (Lerle). Er erlebt selber die erzählten Ereignisse. Das ist aktives Zuhören. Auf diese Weise wird der Gottesdienst und besonders die Predigt zum Erlebnis. Hier wird klar, daß der Vorwurf, bei der monologischen Predigt seien die Zuhörer nur Konsumenten, psychologisch unhaltbar ist. Wo die Zuhörer sich selber in der Predigt wiederfinden im Sinne der Identifikation, geht es höchst aktiv zu.

(162) Nur wenn der Prediger die Geschichte so erzählt, daß das Erleben seiner Hörer sich einfügen kann, darf er auf eine gute Wirkung hoffen. Er muß die Schicht der existentiellen Gefühle, von Erwartung, Enttäuschung, Sehnsucht, Freude, Traurigkeit und Aufbegehren, berühren. Erst dann hören die Gottesdienstteilnehmer ihre eigene Geschichte. Die Berührung der existentiellen Gefühle ist wichtiger als die Gleichheit von Situationen. Auch Väter und Frauen ohne Kinder können mütterliche Angst und Erleichterung mitfühlend nacherleben.

Die Grundgefühle, die existentiellen Situationen, die eine Erzählung wichtig machen, sind allgemein menschlich. Jeder weiß, was Sehnsucht nach Freiheit ist. Deshalb kann eine Geschichte über eine Gefangenschaft auch Menschen ansprechen, die noch nie inhaftiert gewesen sind. Die Erlebnissituation, nicht die äußere Situation, ist entscheidend für die Beteiligung der Zuhörer.

(163) Die Gefahr der erzählenden Predigt ist, daß zu viel Wesentliches unausgesprochen bleibt. Hier kommt die Grenze des beim Erzählen Möglichen in Sicht. Ohne Begrifflichkeit geht es kaum oder gar nicht. Das in der Erzählung Erlebte muß auch in klaren Worten, in Begriffen, zusammengefaßt oder mindestens angedeutet werden. Sonst fühlen viele Menschen sich verwirrt.

(164) Wenn ein Prediger erzählen will, liegt es auf der Hand, daß er eine biblische Geschichte auswählt. Die Bibel ist eine unerschöpfliche Fundgrube für den erzählenden Prediger. Was ich aber bis jetzt über das Erzählen geschrieben habe, gilt auch für nichtbiblische Geschichten. Wer eine allgemein bekannte Erzählung wählt, muß einiges bedenken. Hörer sind meistens bereit, eine alte Geschichte wieder zu hören. Es geht ja nicht um das Erkennen des Inhaltes, sondern um das Nacherleben. Nacherleben kann man immer wieder. Eine schöne Symphonie hört mancher auch gerne immer wieder. Erleben läßt sich wiederholen, es ist immer neu. Information wirkt nur einmal beteiligend.

Wegen der starken Hörerbeteiligung während einer Erzählung ist es ungünstig, nach der Erzählung noch viel zu sagen. Besser ist es, das, was aus dem Rahmen der geschehenden Erzählung fällt, zu bringen, bevor die Geschichte zu Ende erzählt ist. (165) Die Spannung der Erzählung ist dann noch nicht abgeflossen. Am verheißungsvollsten scheint es mir, vom Anfang bis zum Schluß in der Erzählung zu bleiben und das Ansprechen der existentiellen Gefühle der Zuhörer ganz in die Schilderung der Erzählung zu integrieren.

#### 4.4.2 Bilder

(166) Es gibt verschiedene vom Bilderreichtum geprägte Redestrukturen. Da sind die Prediger mit einer allgemein anschaulichen Sprache. In fast jedem Satz werden Bilder benutzt, ganz kurz, ganz farbig. Dann gibt es die Redart, die von Zeit zu Zeit bewußt ein Bild wählt und ein wenig dabei verweilt, bevor der Strom weiterfließt. Es gibt auch Predigten, die von einem einzigen Bild getragen sind. Immer wieder kommt es zurück. Die verschiedenen Arten spiegeln, vermute ich, verschiedene Persönlichkeiten.

Wie beim Erzählen wird das Interesse von einem Bild fast immer stark gefördert. Das Anschauliche beteiligt den Zuhörer, sie aktivieren eigene Kräfte, besonders sein Vorstellungsvermögen. Bei der Konzentration auf ein Bild geschieht dann etwas anderes als bei der Erzählung. Nicht Einzelzüge nacheinander werden erfaßt, sondern ein Ganzes gleichzeitig. Projizierende und identifizierende Aktivität kann stattfinden, viel freier noch als beim Zuhören einer Geschichte. Der Zuhörer kann im Bild viel aus seinem eigenen Erleben wiedererkennen, er kann die Beschaffenheit des Bildes auch auf sich selber verwenden. Negative Zuhöreraussagen beziehen sich einerseits auf das Abschweifen, wozu ein Bild verführt, andererseits auf die Verwirrung und Ermüdung, die eine Vielzahl von Bildern erzeugen.

(167) Ein Bild wirkt, wie eine Erzählung, nur, wenn es vom Prediger selber geschaut wurde. Ein Bild kann man nicht machen, man muß es entdecken. Schwierig ist das übrigens nicht. Zwischen unserem bewußten und unserem unbewußten Seelenbereich liegt eine Schicht, in der das innere Schauen stattfindet. Dort gibt es nur Bilder.

#### 4.5 Begriffliche Rede

(169) Es wäre allzu vereinfachend, bei der anschaulichen Rede zu bleiben. Die Verheißungen, die für erzählende und bildhafte Predigten offensichtlich sind, erfüllen sich merkwürdigerweise erst, wenn ein gewisses Gegenspiel begrifflicher Rede geboten wird. Für das Theater mag Anschaulichkeit genügen, für die Kirche ist sie allein ungenügend. Die Gottesdienstbesucher kommen nicht, um eine Erzählung zu hören. Sie hoffen darauf, in und mit der Erzählung eine klare Botschaft für ihr eigenes Leben zu vernehmen. Gerade dieser Bezug auf das eigene Leben muß deutlich werden. Die Zuhörer wollen das Angeschaut einpacken und mitnehmen, sie möchten darüber gewissermaßen verfügen können.

(170) Diese Forderung erfüllt die anschauliche Rede nicht. Die Zuhörer klagen, daß «das Bild ein Bild geblieben sei» oder daß sie nicht wissen, was sie mit der Erzählung «anfangen» sollen, wenn die anschauliche Rede nicht klar etikettiert und identifiziert ist. Vielleicht gibt es Ausnahmen: dort, wo der Bezug zum Leben der Zuhörer so klar ist, daß es evident ist, was die Zuhörer mit der Predigt anfangen können.

Passende Begriffe sind imstande, die Relevanz eines geschauten Bildes oder einer nacherlebten Erzählung zusammenzufassen und dem Ganzen einen Namen zu geben. Damit bekommen die Zuhörer die Verfügung über ihre Erlebnisse. Schon während der Erzählung stellen Begriffe die Verbindung mit dem Erleben der Hörer her. Während des Zuhörens durchdringen die Zuhörer die Erzählung mit ihren eigenen Erlebnissen und Erfahrungen. Die Erzählung wird dadurch transparent für sie. Begriffe geben diesem Verfahren jeweils einen Namen. Sie heben gerade hervor, was in der Erzählung oder im Bild mit den Erfahrungen der Zuhörer übereinstimmt. Damit zeigen sie klar, wo der Zuhörer persönlich in die Erzählung einsteigen kann. Nach einer Einleitung über den traurigen Lebenslauf König Sauls sagt der Prediger:

Und wie stets in solchen Fällen fragte man nach Gründen und Motiven, suchte sie und meinte sie zu finden nach dem altbewährten Schema: Strafe folgt auf Schuld...

Hier unterbricht begriffliche Rede die erzählte Geschichte. Sie zeigt, wo die Relevanz der Geschichte für die Zuhörer liegen kann: das allgemeine Problem des Scheiterns. «Wie stets in solchen Fällen» hebt das Konkrete für einen Moment auf, bietet dafür eine Verallgemeinerung, damit jeder sich aus seiner eigenen, nicht anschaulich dargestellten Lebenssituation, in die Geschichte Sauls hineinversetzen kann. «Strafe und Schuld», darum geht es in der Erzählung. Diese Begriffe etikettieren das Allgemeinschliche in der konkreten Geschichte.

Begriffe helfen dazu, den Zuhörer zu orientieren. Die anschauliche Rede zeichnet das Leben, aber nicht das ganze Leben auf einmal. Die Begriffe zeigen den Ort des Lebens, wo die Erzählung stattfindet. Wir reden heute nicht von Liebe, Langeweile, Sehnsucht oder Freiheit, heute geht es eben um «Strafe und Schuld».

Erst wenn es ein ausgewogenes Verhältnis von anschaulicher und begrifflicher Rede gibt, darf der Prediger die optimale Wirkung erwarten. Das Anschauliche ermöglicht den Vollzug des Erlebens, das Begriffliche ermöglicht den Einstieg ins Erleben.

(171) Es dürfte klar sein, daß begriffliche Rede wirksamer ist, je weniger anschaulich sie ist. Gerade das Unanschauliche, Abstrakte ermöglicht die allgemeine Verwendung.

Eine erste Form, in die begriffliche Rede entarten kann, wird von den folgenden Höreraussagen angedeutet.

- Das habe ich schon so oft gehört
- Ein schöner Spruch für an die Wand
- Ganz einverstanden. Aber ich bin nicht betroffen gewesen.

(172) Diese Aussagen bezogen sich auf begrifflich klar ausgearbeitete Predigten. Das in Begriffen Dargebote war aber so flach und bekannt, daß es bei den Zuhörern eine ähnliche Reaktion wie auf Gemeinplätze hervorrief. Sie waren ausschließlich in ihrem traditionellen Wertsystem angesprochen, ohne Reiz oder Überraschung. Eine allzu bekannte Zusammenfassung des Evangeliums - «Gott nimmt uns an» - berührt die Herzen nicht. Alle Zuhörer waren einverstanden. Nur nicht betroffen.

Die am meisten als negativ empfundene Form begrifflicher Rede ist die intellektualistische. Intellektualistisches Reden verursacht in zwei Dimensionen Schaden. Geborgenheit können die Gottesdienstteilnehmer nicht erleben, weil Intellektualismus zu wenig persönlich ist. Zum Erkennen kommen sie nicht, weil er zu kompliziert ist und zu einseitig den Verstand anspricht.

Die Beziehung zwischen Intellektualismus und Begrifflichkeit liegt auf der Hand. Begriffe zielen auf ein verstandesmäßiges Erfassen. Sie sind nötig, um den Zuhörern den persönlichen Einstieg in die anschauliche Rede zu ermöglichen. Intellektualistisch wird eine Rede, wenn die Begriffe nicht mehr mit dem Anschaulichen in klarem Zusammenhang stehen. Erst das Anschauliche ermöglicht ein Erlebnis, eine Erfahrung. Die Erfahrung muß die Begriffe dauernd decken, sonst werden sie intellektualistisch. Nur die rationale Schicht, nicht mehr die bildhafte, wird angesprochen. (173) Das ermüdet die Zuhörer rasch. Sogar die geistreichste Verwendung von theologischen Abstraktionen schützt die Gemeinde nicht vor Langeweile.

Gleichzeitig werden die Schmerzen bei den Zuhörern dauernd größer, weil die Tendenz der Zeit zeigt, daß Menschen Erfahrung immer stärker bevorzugen gegenüber Information. Besonders das Fernsehen ermöglicht ein stark mit Erleben durchsetztes Interesse an öffentlich auftretende Personen.

Vor dem Fernsehen zeigen sie sich nicht kühl, intellektuell, vorbereitet und genau, sondern stark von unmittelbaren Emotionen gelenkt, locker, spontan, improvisierend. Die informelle Improvisation wirkt persönlich und ermöglicht Intimität. Nicht logische Gedanken bestimmen die Wirkung, sondern ein ganzheitliches Mitfühlen mit lebendigen Menschen. Diese Art von Kommunikation wird heute stärker als in früheren Jahrzehnten öffentlich angeboten. Durch diese Konkurrenz kann sich die intellektuelle Rede schlecht behaupten. Menschen wollen im Gottesdienst etwas erleben, nicht nur Vorträge hören. Einseitiges Zielen auf den Verstand weckt grundsätzliche Widerstände, heute mehr als jemals.

(174) Kein Zuhörer wird sich über Begriffe beklagen, wenn ihm die damit zusammengefügten Erfahrungen in der Predigt anschaulich dargestellt sind. Die Gottesdienstteilnehmer sind sehr bereit, Erkenntnis zu erwerben. Aber ihre Bedingung ist, daß es keine rationale Erkenntnis ist, sondern ein Erkennen, das ihren existentiellen Bereich trifft. Nur im Zusammenspiel anschaulicher und begrifflicher Rede ist dieses Erkennen denkbar. Wenn sie betroffen sind, zeigen die Zuhörer sich offen für Begriffe, sie brauchen sie sogar und sie lassen sich auf diese Weise gerne belehren.

## **5 Die Persönlichkeit des Predigers**

### **5.1 Die Grundhaltung des Predigers**

(175) Eine klare Entdeckung in jeder Analyse von Gottesdienst und Predigt betrifft den engen Zusammenhang zwischen konkreten Verhaltensformen des Predigers und seiner Persönlichkeit. Es ist kein Zufall, wenn ein Prediger oft oder selten «ich» sagt, gesetzlich predigt oder anschaulich redet. Diese hörbaren Tatsachen sind tief in seiner Person verwurzelt. Wer sie verändern will, muß nicht nur die äußerlich wahrnehmbaren Tatsachen, sondern auch die unsichtbaren Wurzeln berücksichtigen.

Ich will jetzt ein Grundverhalten des rechten Predigers zusammenfassen. Der rechte Prediger ist aber eine Orientierungsgröße, es gibt ihn nicht. Das Bild ist als Orientierung und Hilfe gemeint.

#### **5.1.1 Er ist selber angesprochen**

(176) Wenn Gott der Herr will, daß sein Wort verkündigt werde, schließt das nicht aus, daß derjenige, der es verkündigt, es selber auch will. Theologisch betrachtet ist die Berufung das Bindeglied zwischen beiden. Für das Erleben des Predigers bedeutet das, daß er sich persönlich vom Evangelium angesprochen und zur Weitergabe aufgefordert fühlt. Ohne ein Bewußtsein von Sendung wäre ein Prediger gelähmt. Das Gefühl, vom Evangelium innerlich berührt zu sein, und die Überzeugung, daß andere das auf ihre Weise auch erleben sollen, geben ihm den inneren Antrieb, verschiedene Bedingungen zu erfüllen, die für den rechten Vollzug eines Gottesdienstes nötig sind. Er wird die Gemeinde klar anreden und damit persönlich wirken; das ist unerlässlich für das Erwecken des Vertrauens in den Zuhörern. Er wird in seiner Haltung zeigen, daß das Angesprochenwerden nicht nur von ihm selber kommen kann, sondern entscheidend von Gott. Wenn er sich selber angesprochen fühlt, wird er seine Verwunderung darüber übertragen können und auch bei den Zuhörern ein Staunen über das Evangelium wecken.

Auch inhaltlich wird die Tatsache, daß der Prediger sich selber von Gott angesprochen fühlt, ihre Folgen haben. Er wird nicht den Anspruch erheben, daß die Verkündigung die Rätsel der Welt erklären kann. Das eigene Angesprochensein ist der Zugangsweg zur Substanz von Predigt. Es führt zum Ernst, mit dem der Prediger seine Arbeit tut. Durch diesen Ernst wird er die Gottesdienstbesucher fesseln.

#### **5.1.2 Er hat Verantwortungsgefühl**

(178) In einem harmonischen Wachstumsprozeß lernen Menschen nicht nur sich selbständig zu machen, sondern auch Verantwortung für andere zu übernehmen. Erst wer bereit und fähig ist, andere zu tragen, wird eine Autoritätsfunktion übernehmen können. Für das Erwecken von Vertrauen ist die sorgende Haltung unerlässlich. In unseren Tagen gehört diese Rolle nicht zu den beliebten. Die äußerliche Gestaltung des Gottesdienstes verlangt einen Prediger, der eine rechte Haltung als Autorität findet.

Auch die inhaltliche Gestaltung der Verkündigung verlangt Verantwortungsgefühl. Verantwortungsgefühl verhütet ein naives, unrealistisches Überspringen von Problemen und öffnet die Augen für die Komplexität des Lebens. Der Prediger, der Verantwortung trägt, wird sich bemühen, die Strukturen der biblischen Botschaft klar zu entdecken und sich nicht ohne Prüfung seinen Einfällen zu überlassen. Er sucht Worte, die den Menschen klarmachen, wo die Verkündigung sie ansprechen will. Er macht es seinen Hörern auch nicht bequem. Er zeigt realistische Wege, auch wenn Schmerzen dazugehören.

#### **5.1.3 Er sucht den Kontakt mit sich selber**

(179) Das menschliche Leben bietet die unheimliche Möglichkeit, Wertvorstellungen von anderen zu übernehmen und dabei den Kontakt mit sich selber zu verlieren. Die anderen, deren Werte ich übernehme, sind mir dann so wichtig, daß ich im Grunde mich selber ausschalte. Ich bin nur noch Sprachrohr, nicht mehr selber Person. Ich liebe mich selber nur noch, soweit ich den Idealvorstellungen entspreche. So wie ich wesentlich bin, liebe ich mich nicht. In dieser Situation kann ich aber nicht wirklich Liebe für andere empfinden. Es gibt dann im Grunde kein «ich», das lieben kann, nur eine Sprachrohr, eine Kopie. Persönlich predigen kann ich, wenn ich mich selber annehme. Erst dann wage ich es, mich zu zeigen und offen zu sein. Tiefes Erleben bei anderen wecke ich bis zu dem Grad, in dem ich mich selber erreiche. Wenn ich Rachegefühle überspiele, weil sie vielleicht ratsächlich erschreckend sind, wenn ich einen frommen Glauben rationalisiere, um mit einer theologischen Theorie in Übereinstimmung zu geraten, schließe ich mich selber zu, und im Gottesdienst schöpfe ich aus einer versiegenden Quelle. Die Schicht der Sehnsucht und der Geborgenheit erreicht nur der Prediger, der zu seinen eigenen Tiefen Zugang sucht.

Bei der Predigtvorbereitung ist der Kontakt mit sich selber von entscheidender Kraft. Der Predigteinfall entsteht nur in der Unruhe der Kreativität, wenn der Prediger es wagt, seine einengenden, angelernten Gedanken abzustellen. Diese Gedanken braucht er erst wieder für die Prüfung seiner Einfälle.

Es wirkt sich verheerend aus, wenn der Prediger sich selber überspielt. Gerade das, was er in sich selber verdrängt, wirkt auf die Zuhörer. Das ist das Tragische beim Verdrängen. Es wirkt auf andere, ohne daß wir es wollen. Das Verdrängte wird autonom, entzieht sich unserer Kontrolle und bekommt dämonische Kraft. Der Prediger, der seine Unsicherheit nicht anerkennen will, predigt so sicher, daß die Zuhörer erstens sich selber nicht mit ihm identifizieren können und zweitens sich an seinem Stil ärgern.

(180) Seine Unsicherheit dagegen würde gerade Verbindung schaffen, wo er sie miteinbeziehen würde. Er würde, statt der Sicherheit des Menschen, eher die Verheißung Gottes predigen, die uns Unsicheren zu Hilfe kommt.

Die Frage, inwieweit der Prediger sich offen zeigen soll, ist nicht mit einfachen Regeln zu beantworten. Nicht alle Offenheit ist nützlich. Aber eine Fassade fördert sicher nicht die Kommunikation. Emotionale Offenheit wirkt beteiligend. Die freie Rede ist im allgemeinen ein wichtiger Schritt ins Offene.

Auch für die Anschaulichkeit, von entscheidender Bedeutung in der Dimension des Erkennens, muß der Prediger den Zugang zu sich selber finden. Anschaulichkeit kommt nur kommunikativ zustande, wenn der Prediger innerlich sieht. Wer den Zugang zu sich selber nicht sucht, wird sich hinter Bildern von anderen oder hinter Begriffen verstecken.

Wenn ich das Hadern in mir selber nicht wahrhaben will, werde ich gegen das Hadern predigen. Im Grunde rede ich dann nur mich selber an statt die wirklichen Gottesdienstteilnehmer. Das Verdrängen des Predigers zeigt sich dann in gesetzlichen Forderungen, die er lieblos der Gemeinde auferlegt. Dabei trifft er nur unbewußt sich selber. Wer den Kontakt mit sich selber sucht und wer sich selber gerne hat, wird keine Mühe haben, den emotionalen Bereich des Gottesdienstes anzuerkennen und die Gottesdienstbesucher in diesem Bereich anzusprechen.

#### **5.1.4 Er gibt sich hin**

Wer Gemeinschaft mit anderen Menschen sucht, liefert sich diesen Menschen aus. Das gilt auch für den Prediger. Dieser Akt, sich auszuliefern, macht vielen große Mühe. Dann droht zu große Zurückhaltung. Intellektualismus ist eine berüchtigte Form der Zurückhaltung. Man spricht die Menschen nur rational an. Dann gibt es wenig Risiko, denn gedanklich ist der gelehrte Pfarrer ziemlich überlegen. (181) Er kann auf diese Weise fast keine Fehler machen. Er verhütet die Selbstausslieferung. Nur sind die Gottesdienstteilnehmer enttäuscht, weil sie nicht ganzheitlich angesprochen sind.

Über das Verhältnis von Glaube und Theologie machen sich wenig Prediger Gedanken. Für allzu viele fallen beide zusammen. Das scheint mir verheerend. Theologie ist ein rationales Unternehmen, sie hat im intellektuellen Bereich ihre Berechtigung, ihre Kraft und ihre Beschränkung. Glauben ist ein existentieller Akt, der den ganzen Menschen umfaßt. Theologie gehört in die Predigtvorbereitung, in die Prüfung der Einfälle. Sie hat auf der Kanzel nichts zu suchen. Auf der Kanzel verkündigt ein glaubender (und immer wieder ungläubiger) Christ den Herrn, von dem er ein Wunder erwartet. Das ist kein theologisches Unternehmen, sondern ein existentiell-kommunikativer Akt. In der Theologie fehlt die konkrete Bezogenheit auf Ort und Stunde. Sie soll deshalb ausgeglichener und allgemeiner sein als die einzelne Predigt. Verkündigung verlangt vom Prediger vordergründig nicht, daß er denkt, sondern daß er sich hingibt. Das umfaßt auch, daß er frei redet. Ohne seine Hingabe kommt es nicht zu der Weihe und Intimität, die dem Begegnungscharakter des Gottesdienstes entspricht.

Gottes Verheißung verlangt Ergebung, ein Vertrauen, daß er es recht macht. Ohne unbekümmerte Freude tritt Verkrampfung und Gesetzlichkeit ein. Der Prediger, der sich hingibt, wird anschaulich sein und erzählen können, weil er sich nicht von Befürchtungen bremsen läßt, man könnte ihn mißverstehen. Seine eigene Freude in der Hingabe wird ihm gerade jenen Druck wegnehmen, den das Verantwortungsgefühl manchmal verursacht.

#### **5.1.5 Er steht im Glauben und Unglauben**

(182) Es wird schwer zu entscheiden sein, was schwieriger an sich heranzulassen ist: Glaube oder Unglaube. Der Schritt in den Glauben an Christus bedeutet eine existentielle Ergebung, er wird mit der Preisgabe vieler Sicherheiten bezahlt. Den Unglauben, der in jedem Menschen nun einmal immer wieder da ist, bewußt zuzulassen, bedeutet eine Verunsicherung hinsichtlich des letzten Vertrauens. Keines von beiden ist sehr leicht. Für den Prediger ist beides nötig. Ohne Beziehung zum eigenen Unglauben nimmt er die Widerstände gegen Gottes Gebote und Verheißungen nicht ernst. Harmlose Verkündigung ist die Folge. Die Zuhörer können ihre Anfechtung nicht im Gottesdienterleben integrieren, und die, denen das wichtig ist, werden nicht angesprochen. Der Prediger, der in der Spannung zwischen Glauben und Unglauben ausharrt, wird bei den Zuhörern den Ärger über Gott, die Klagen und Anklagen und die Gleichgültigkeit ansprechen, weil er sie bei sich selber zu finden weiß. Er identifiziert sich nicht mit dem Bibeltext. Er prüft die Realität des Erlebens auf die Frage hin, was Gottes Wort bei Menschen hervorruft. Nur dann kann die Anfechtung überwunden werden. Der Prediger vertritt dann die Gemeinde als fragender Zuhörer und ist ihr ein glaubwürdiges Gegenüber, wenn er Frieden inmitten der Fragen findet.

#### **5.1.6 Er führt und läßt frei**

Für jeden in einer führenden Stellung ist es in bezug auf den guten Kontakt von entscheidender Bedeutung, daß er den rechten Rhythmus zwischen Führen und Freilassen findet. Wer nur führt, wird ein Despot. Wer nur freiläßt, wird unverbindlich. Erst im ausgewogenen Verhältnis dieser entgegengesetzten Haltungen ist Führung verheißungsvoll. Schon in der Frage der Echtheit ist das von Bedeutung. Wer nur echt ist, wird rasch ein Exhibitionist. Zur angemessenen Echtheit gehört auch Distanz und Respekt vor dem anderen. Der zu persönliche Prediger läßt seinen Zuhörern zu wenig Freiraum. Wird aber zu wenig Führung realisiert, dann fühlt der Zuhörer sich nicht ernst genommen und ebensowenig angesprochen. Die Kunst des Erzählens setzt voraus, daß der Prediger vorführt und gleichzeitig offen-läßt. Genau genug soll er darstellen, um anschaulich zu sein, vage genug, damit der Zuhörer innerlich noch aktiv werden kann. Wer zu gerne führt, erzählt zu ausgiebig, wird theatralisch. Wer ungerne führt, erzählt unklar.

#### **5.1.7 Er übt seine Funktion entschieden und ohne Anmaßung aus**

(183) Es geht im Gottesdienst um existentielle Sachverhalte. Darin gibt es keine Hierarchie unter Menschen. Gott gegenüber sind alle gleich klein. Trotzdem leitet der Prediger den Gottesdienst, und die Zuhörer werden geleitet. Das bedeutet für den Prediger, daß er in die Spannung kommt, in der alle *primi inter pares* stehen: der Polarität zwischen dem einfachen Gottesdienstteilnehmer und dem Amts- oder Funktionsträger.

Unverbindlichkeit droht dort, wo der Prediger nicht primus sein will, Überheblichkeit, wo er sich nicht mehr unter den pares erlebt. Noch mehr als für die Zuhörer ist es für das Identitätsgefühl des Predigers wichtig, daß er hier das rechte Gleichgewicht findet.

Die Gefahren der Überheblichkeit werden aktuell, wo der Prediger sich zu stark mit der Instanz des Bibeltextes identifiziert, als ob das Evangelium für ihn keinen Anstoß mehr erwecken würde. Kanzelmißbrauch droht auch, wo er seine Funktion überschätzt. Besonders die politische Predigt unterliegt oft dieser Versuchung. Schließlich ist hier an versteckte Angriffe gegen Gruppen oder Personen zu denken, die es in manchen Predigten gibt.

### **5.2 Die Fähigkeit des Predigers in ihrer zweifachen Gestalt**

(184) Im rechten Prediger läßt sich eine Einheit von persönlichem Verhalten und liturgischer und homiletischer Technik feststellen. Es herrscht eine Übereinstimmung zwischen seinem sichtbaren und hörbaren Verhalten und seiner inneren Einstellung. Seine Fähigkeit, den Gottesdienst zu leiten, hat eine zweifache Gestalt. Einmal hat er das Geschick, mit der Sprache, mit der liturgischen Reihenfolge und den räumlichen Verhältnissen umzugehen. Zum anderen steht er mit seiner Person, seiner Begeisterung und seinem Ernst hinter dem, was er sagt und tut. Seine Arbeit ist ein Simultangeschehen von sinnlich wahrnehmbaren Ausdrucksformen und intuitiv spürbarer innerer Beteiligung.

Die zweifache Gestalt der Fähigkeit verlangt von der Ausbildung der Prediger, daß sie zweiseitig läuft. Sie umfaßt Technisches und Methodisches, also Allgemeines, aber auch Persönliches, also Individuelles. Für jeden Prediger soll die Ausbildung in maßgeschneiderter Form sein.

(185) Verheißungsvoll ist die Ausbildung erst, wenn die zwei Arbeitsformen einander begegnen. Im Spannungsverhältnis der theologischen und rhetorischen Anweisungen einerseits und der Beschäftigung mit der Person andererseits entsteht die homiletische und liturgische Ausbildung.

### **5.3 Allgemeine Folgerungen für die Ausbildung**

(193) Hier versuche ich, die Frage zu beantworten, welche Schlüsse für die Ausbildung von Predigern gezogen werden können. Einige grundsätzlichen Thesen:

#### **5.3.1 Klärung der Motivation**

Einen Gottesdienst zu leiten verlangt eine existentielle Hingabe des Predigers. Ohne diese kann er den Teilnehmern nicht bieten, was sie zu Recht von ihm verlangen. Besonders die persönliche Authentizität ist nötig, um Vertrauen bei den Zuhörern zu wecken. Für wenig Berufe gilt die Notwendigkeit der persönlichen Identifizierung mit der im Beruf vertretenen Sache so stark wie beim Prediger.

#### **5.3.2 Lernen durch Tun**

(194) Weil die Leitung eines Gottesdienstes und das Halten einer Predigt die ganze Person umfaßt und deshalb individuell bestimmt ist, kann der Prediger es nur lernen durch Übung, nicht durch Denken. Die theoretische Reflexion ist immer nachher nötig, um die Praxis zu prüfen und auszuwerten. Der Prediger braucht dabei Zuhörer, die fähig sind, ihm zu sagen, wie der von ihm geleitete Gottesdienst auf sie gewirkt hat. Immer wird er andere brauchen, die ihm zeigen, wo er negativ wirkt.

#### **5.3.3 Integration von Theologiestudium und Praxis**

Die Ausbildung zum Prediger verlangt eine Zeit, in der der Prediger das theoretische Wissen mit dem persönlich-beruflichen Wachstum verschränken kann. Das ganze Theologiestudium könnte an Intensität und Bedeutung gewinnen, wenn die Studenten sofort auch in die Praxis gestellt würden. Dabei kann es sich nicht nur um Gottesdienste handeln. Seelsorge und Unterricht verlangen in dieser Hinsicht die gleichen Ausbildungsmöglichkeiten wie Gottesdienst und Predigt.

(195) Prediger in Ausbildung brauchen nicht nur die Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu machen. Ihre Arbeit muß auch reflektiert werden. Dort liegt eben die Verbindung von Theologie und Praxis. Zum Beispiel kann die Rechtfertigungslehre einem Studenten plötzlich interessant werden, wenn man ihm sagen muß, er predige gesetzlich. Die zentralen Themen der Theologie werden in ihrer Relevanz sichtbar im Gottesdienst und in der Predigt.

#### **5.3.4 Regelmäßige Auswertung der Arbeit**

Es gibt nur wenige Elemente der Arbeit eines Predigers, die man ein für allemal lernen kann, weil die Leitung eines Gottesdienstes stark in der Persönlichkeit wurzelt. Jede Persönlichkeit hat ihre Geschichte. Rückmeldung von den anderen Gottesdienstteilnehmern ist dauernd nötig, um den Prediger vor verhängnisvollen Entwicklungen zu bewahren. Die Verantwortung für Gottesdienst und Predigt liegt bei der Gemeinde in ihrer Ganzheit. Das bedeutet, daß die Zuhörer dem Prediger auch helfen sollen, nicht nur mit ihrer Treue und ihren Fürbitten, sondern auch mit ihren Rückmeldungen.

(196) Alles, was der Prediger von seinen Zuhörern, von Kollegen und aus Büchern lernen kann, wäre umsonst, wenn er vergessen würde, daß er trotz all seinen Fähigkeiten grundsätzlich ein «unbrauchbarer Knecht» (Lk.17,10) bleibt. Erst dieser Glaube kann alles Bemühen entkrampfen und in den rechten Rahmen stellen. Das Wunder, das Gottesdienstbesucher in der Kirche zu finden hoffen, kann nur der Herr selber bewirken. Das gehört nicht zum Auftrag des Predigers. So steht Unbekümmtheit am Anfang und am Schluß alles homiletischen Überlegens. (197) Die Wirkung des Predigers ist ein sehr wichtiger Faktor im Gottesdienst. Gott schaltet sie nicht aus, aber manchmal überbietet er sie.